



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herrschergestalten des deutschen Mittelalters

Hampe, Karl

Leipzig, 1933

Friedrich Barbarossa

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72477](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72477)

Friedrich
Barbarossa



Die Regierung Heinrichs IV. ist die Morgenröte des Zeitalters der Hierarchie im Abendlande. Mit der unbedingten Vormachtstellung des deutschen Kaisertums war es seitdem vorbei. Das Papsttum war befreit und erstarkt. In das seit Otto dem Großen bestehende Herrschaftssystem des Reiches war eine Bresche gelegt, die in dem Menschenalter, das auf das Wormser Konkordat von 1122 folgte, in jenem Zeitalter Bernhards von Clairvaux mit seinem Übergewicht geistlicher Gesichtspunkte nur noch erweitert worden war. Nicht mehr das Königtum, sondern die Papstkirche beherrschte den deutschen Episkopat und griff darüber hinaus tief in weltliche Dinge ein. Konrad III., der erste staufische König und Erbe der Salier, war als Geschöpf des Papsttums auf den Thron gehoben. Er mühte sich, ähnlich wie einst Konrad I., in hoffnungslosem Kampfe mit den im Lehnswesen erstarkten Laienfürsten, von denen die Welfen mit ihren Ansprüchen auf die beiden mächtigsten Herzogtümer Sachsen und Bayern dem Königtum mindestens ebenbürtig wenn nicht überlegen waren. Dem Unfrieden im Innern entsprach die Schwäche nach außen. Die Verbindung mit Burgund und namentlich Italien war gelockert, allenthalben waren Recht und Besitzungen des Reiches durch gewaltsame Aneignung in die Hand der emporstrebenden Städte geraten. Im Süden hatte man das Emporblühen der neuen durch Lage und Reichtum höchst gefährlichen Großmacht des normannischen Königreichs Sizilien erlebt. Vom Osten her schickte sich das griechische Kaisertum der Komnenen zu einem letzten abendländischen Vorstoß an. Westwärts bildete sich eben die Weltstellung der normannischen Plantagenets aus und zwang das französische Königtum auch seinerseits seine Kräfte gegenüber den feudalen Gewalten im Innern zusammenzuraffen. Das einzige große Unternehmen Konrads III., sein Kreuzzug, hatte zu einer Katastrophe geführt. Und wenn damit auch das kirchliche Ansehen einen argen Stoß erlitt, so war der

deutsche König doch als gebrochener Mann in die Heimat zurückgekehrt, dem nichts mehr gelingen wollte. Auch die Kaiserkrone hat er vergeblich erstrebt. Das Verhängnis drohte über dem Reiche zusammenzuschlagen; das Ende des römischen Kaisertums schien damals dem Geschichtsschreiber Otto von Freising unmittelbar bevorzustehen. Dies war die Lage, als der sterbende König anstatt seines unmündigen Sohnes auf seinen bereits im Mannesalter stehenden Neffen Friedrich die Wahl der Fürsten lenkte (1152).

Schon zweimal hatte sich die Erhebung eines nicht für den Thron bestimmten, nur durch das Leben selbst vorgebildeten Laienfürsten zum deutschen Herrscher glänzend bewährt. Hatte Friedrich persönlich manche Züge mit seinem salischen Ahnherrn Konrad II. gemeinsam, so erinnerte seine Lage anfangs doch mehr an die Heinrichs I., aus der er freilich bald genug in die Rolle von dessen größerem Sohne hineinwachsen sollte. Wie einst das Kampfprogramm des Franken Konrad I. gegen die Herzöge, so mußte jetzt das Unterwerfungsziel Konrads III. gegenüber der Welfenpartei als gescheitert gelten, und in gewissem Sinne kam auch diesmal die Gegenpartei zum Wort, denn Friedrich war durch seine Mutter, die Schwester Heinrichs des Stolzen, der nächste Anverwandte des Welfenhauses. Wie ein Eckstein verband er so die auseinanderstrebenden Mauern des Reiches; seine Wahl bedeutete Ausgleich und Frieden im Innern, die jedoch zunächst nur durch allseitige Zugeständnisse zu erreichen waren.

Was Konrad III. für schlechthin unverträglich mit einem Einheitsregiment gehalten hatte, die Verbindung des bayrischen mit dem sächsischen Herzogtum in der Hand Heinrichs des Löwen, wurde nun geduldet, ja die Machtstellung des welfischen Veters noch erhöht durch Anerkennung seiner weitgehenden Hoheitsansprüche über die neugewonnenen Slavenlande rechts der Elbe (1154). Da-

mit war eine Art Doppelherrschaft in Deutschland begründet, der Norden und fast der ganze Osten des Reiches der königlichen Verfügung weitgehend entzogen. Die Abtrennung der Mark Österreich als eines besonderen Herzogtums von Bayern änderte daran kaum etwas, denn auch dem Babenberger mußte zur Entschädigung für seine bayrischen Ansprüche unter Beschränkung seiner Reichspflichten große Selbständigkeit zuerkannt werden, die freilich von der späteren Landeshoheit doch noch weit entfernt war. Schon durch diese Gestaltung der Dinge war der Politik Friedrichs die Richtung nach dem Süden und Südwesten gewiesen, seine Königsgewalt im Norden und Osten des Reiches nahezu lahmgelegt. Nur das freundschaftliche Zusammenwirken des gekrönten und ungekrönten Herrschers machte diesen Zustand einstweilen erträglich. Wie schwach war aber Friedrich in seinen Anfängen selbst in Oberdeutschland! Nicht einmal der staufische Hausbesitz in Schwaben und Franken war geschlossen. Über ausgedehnte schwäbische Güter verfügte auch die Welfenpartei, und ihrem dortigen Haupte, seinem und Heinrichs Oheim Welf VI., gestand Friedrich gleich 1152 die beanspruchten mittelitalischen Reichslehen Tuszien, Spoleto und Sardinien zu, samt den Besitzungen der ehemaligen Großgräfin Mathilde, die sich in Streulage von Siena und Perugia nordwärts über den Apennin und durch die gesamte Poebene erstreckten.

Was hatte der neue König eigentlich in die Waagschale zu werfen, um nicht gegenüber so mächtigen Lehnsfürsten in die Rolle der bisherigen Kapetinger hinabzusinken? Zuerst und vor allem seine Persönlichkeit! Es steht eigenartig damit. Der moderne Analytiker, der nach inneren Kämpfen und Entwicklungen fahndet, kommt da nicht auf seine Rechnung. Als eine Figur aus einem Gusse tritt uns Friedrich von Anfang an entgegen, körperlich voll Ebenmaß, Kraft und Gesundheit, mit jener rötlich-blonden Farbe von

Haupthaar und Bart, die ihm von seiten der Italiener die Benennung „Barbarossa“ eintrug, seelisch gänzlich unverwickelt, von seltener innerer Ausgeglichenheit und Sicherheit, von einem überaus starken, aber durch unerschütterliches Pflichtgefühl bestimmten Willen nahezu in jeder Stunde seines Lebens beherrscht. Das war es, was schon den gleichzeitigen Chronisten am meisten auffiel, was sie an Theoderich den Großen oder gar an Sokrates erinnerte. „Denn sein Antlitz“, so schreibt ein Engländer, der ihn gesehen, „spiegelte die Festigkeit seiner Seele wieder, stets gleichmäßig und unbewegt, weder von Schmerz verdüstert, noch vom Jorn verzerrt oder in Freude sich gehen lassend.“ „Standhaft, wie er in allen Lagen seines Lebens war“, so schildert ein Trierer den Empfang einer Hiobspost, „unterdrückte er die Regung seines Gemütes und verbarg seinen Unwillen in gewohnter Weise unter einem Lächeln.“ Es ist die „Mutter aller Rittertugenden“, die mæze, die ihn ganz beherrschte. Diesen Typus eines Helden seiner Zeit haben nicht erst beschränkte Berichterstatter in ihn hineingesehen, sondern sein ganzes Leben zeigt, daß er dies Ideal tatsächlich in sich verkörpert hat. Das macht ihn uns als „Charakterfigur“ vielleicht weniger „interessant“ als andere, zum Beispiel Sohn und Enkel, aber es lag darin die Hauptquelle seiner Erfolge.

Kastlos und von unermüdlicher Frische, überall mit dem vollen Einsatz seiner Gesamtpersönlichkeit eingreifend, durchzog dieser ganz auf die Tat gerichtete Willensmensch seine Reiche, die Hand am Schwert oder am Richterstabe. Als Kriegsmann aufgewachsen, gab er sich bis in sein Greisenalter frohlockend der „lustigen Jagd“ des Männerkampfes hin, immer im Hauptgewühl der Streitenden, ständig in Lebensgefahr, gelegentlich verwundet, auch aus Niederlagen völlig ungebrochen auftauchend. Auf Eilmärschen nahm er die kurze Mahlzeit im Sattel, beim Brande eines Belagerungswerkes beteiligte er sich an der

Löscharbeit, nach der Übergabe von Crema half er selber einem der abziehenden Gegner, der krank war, sein Gepäck tragen. Er verstand eine kriegerische Unternehmung zu organisieren und die Zucht mit eiserner Strenge aufrecht zu halten; soweit das der Ritterkampf jener Tage erforderte, war er auch kühner und umsichtiger Seerführer.

Geistige Bedürfnisse konnten in diesem auf Macht gerichteten Tatleben keinen größeren Raum gewinnen. Das Lateinische und andere fremde Sprachen hat Friedrich nur unvollkommen beherrscht und im Verkehr mit auswärtigen Gesandten unter Vermittlung von Dolmetschern stets deutsch gesprochen, dessen Rede ihm leicht und eindrucksvoll von den Lippen quoll. Aber die üblichen Neigungen großer Herrscher hat auch er geteilt: von seiner Baulust zeugt ein reicher Kranz von Burgen und Schlössern in Deutschland und Italien, und die Geschichtsschreibung sollte ihm nicht nur die Taten seiner großen Vorgänger zutragen, die er sich gern vorlesen ließ, sondern auch seine eigenen auf die Nachwelt bringen.

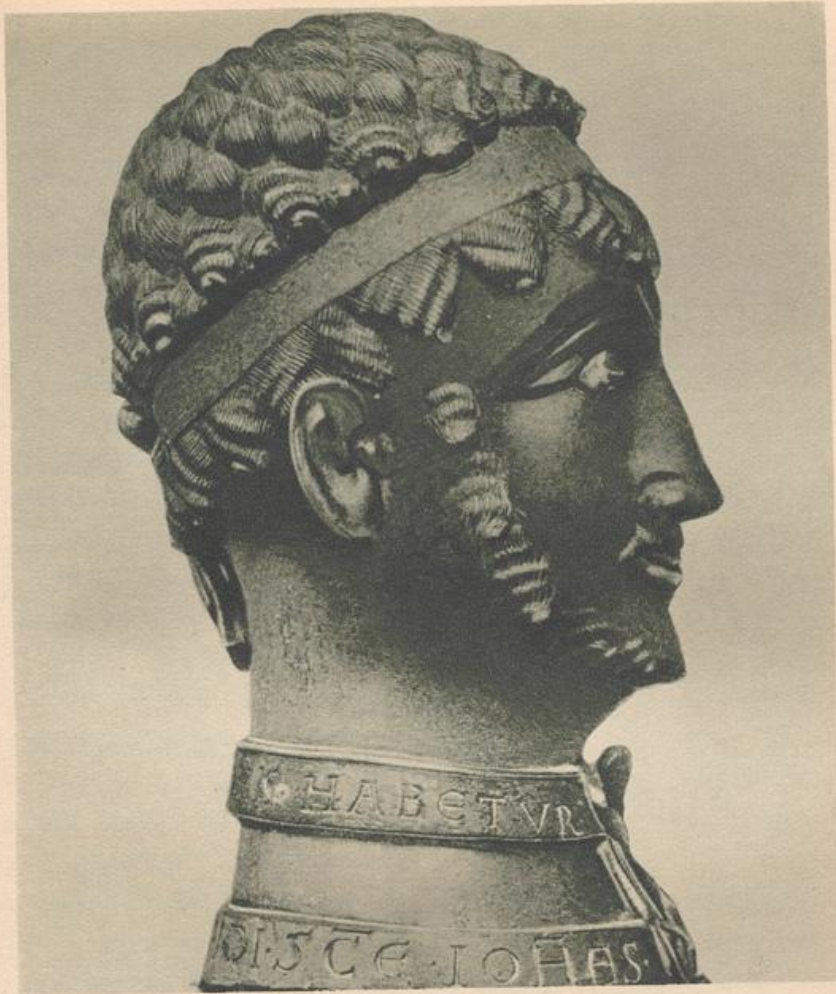
Derjenige Wissenszweig aber, dem er sich am nächsten verwandt fühlte, dessen er für seine Politik am meisten bedurfte, war die Kunde des Rechts; und das war nun das zweite, was dieser anfangs so mindermächtige Herrscher neben seiner wuchtigen Persönlichkeit in die Waagschale warf: das Recht! Er war auf das stärkste beseelt von der altgermanischen Vorstellung, daß der König vor allem Schützer des Friedens und Wahrer des Rechts sei. So hat er allezeit gewaltet. Als Richter kannte er kein Ansehen der Person und keine verwandtschaftliche Rücksicht; selbst eine Begnadigung am Krönungstage erschien ihm als eine Verdunkelung der Gerechtigkeit. Indem er das Königsgericht wieder zu machtvoller Geltung brachte, hat er sich darin zugleich eine schneidige Waffe für seine eigenen Ansprüche geschmiedet. Er sprach es wohl aus,

was seine Vorfahren von den alten Königsrechten gültig preisgegeben, wolle er in vollem Umfang anerkennen, den verbliebenen Rest aber gedenke er ohne jeden Abzug zu wahren und das zu Unrecht Entwendete wieder einzubringen; denn das Rechtswidrige könne durch die Zeit allein keine Rechtskraft erlangen. Da nun im Mittelalter insgemein gewohnheitsmäßige Entfremdung die urkundliche Zingabe und verfassungsrechtliche Abänderung weit aus überwog, so eröffnete sich dem Herrscher, der die Klinge des Rechts auch in eigenem Interesse zu führen verstand, ein weites Feld. Indem aber Friedrich sorgsam jeden Übergriff vermied und sich in allen zweifelhaften Fragen auf den Rechtsboden stellte, wußte er das, was in den oberen Schichten der Nation von öffentlicher Meinung vorhanden war, stets auf seine Seite zu ziehen und dadurch dem Erfolge vorzuarbeiten.

Die Geltung des Rechts aber war eben damals in steilem Aufstieg, als in Bologna die römische Jurisprudenz ihre Auferstehung erlebte. Dies neue Studium mußte die Vorstellung von der Eigenständigkeit und Erhabenheit des Kaisertums mächtig fördern und zu seiner Verteidigung die geistigen Waffen liefern. Bei Friedrich traf sie zusammen mit seinem Streben nach Herstellung des alten Königs- und Kaiserrechts. Dies führte ihn über seine salischen Ahnherrn zurück zu den Ottonen und zu Karl dem Großen, dessen Heiligsprechung er 1165 veranlaßt hat. Aus der Mischung solcher Wiederaufbaugedanken und römischer Rechtsbegriffe erwuchs jener Vorstellungskreis, den man wohl als den des „staufischen“ Kaisergedankens“ bezeichnet hat. Im Grunde waren das die alten Forderungen, die auf eine nur Gott untergebene oberste Herrscherstellung des Kaisers in der Weltlichkeit, Schutzgewalt über die Kirche und einträchtiges Zusammenwirken mit dem Papsttum, sowie auch die Zusammenfassung der Kräfte Mitteleuropas unter deutscher Führung zielten.

Aber sie traten jetzt vielfach in neuem Gewande auf, in einer gewissen Steigerung und Straffung, mit schärferer Beziehung auf das alte Römerreich und in sakraler Färbung. Diese neue Form, schon seit zwei Menschenaltern langsam im Werden, ist mit Friedrich zum Durchbruch gekommen; er selbst ist je länger, je mehr in diesen Vorstellungskreis hineingewachsen. Wie hätte er auch niedriger von seiner Würde denken sollen, wenn er von dem Erzpoeten als König über alle anderen Könige besungen wurde, und selbst ein Herrscher von Weltstellung wie Heinrich II. von England in einem Schreiben an Friedrich vom Jahre 1157 sich mit den unterwürfigen Worten: „Euch aber als dem Höhergestellten soll das Befehlen zufallen, an dem Willen zum Gehorchen wird es uns nicht fehlen“, gleichsam als Vasall des Kaisers bekannte?

Solche Ideen, getragen von einer so willensstarken Persönlichkeit, mußten notwendig ein hochgespanntes Herrschergefühl hervortreiben. Durchführung des einmal als richtig Erkannten gegen jeden Widerstand glaubte Friedrich seiner Würde schuldig zu sein. Hat das überzähe Festhalten seiner Entschlüsse sich wiederholt als verhängnisvoll erwiesen, so kam es überwiegend doch seinem Ansehen zugute; denn jeder wußte, daß es hart auf hart ging bis zum äußersten, wenn man es wagte, dem kaiserlichen Willen zu trotzen. In der Tat „auch seine Feinde zu lieben“ hatte Friedrich, wie einer seiner geistlichen Vertrauten gestand, „nicht völlig gelernt“. Das beleidigte Majestätsgefühl, das ihn trieb, von der Empörung Mailands bis zu seiner Zerstörung seine Krone nicht zu tragen, bäumte sich auf gegen Rebellen; Schrecken und Vergeltung hatten sie zu gewärtigen. Die Mißhandlungen wehrloser Gefangener sind für unser Gefühl oft von brutaler Grausamkeit und gehen über den im damaligen Italien üblichen Grad noch eine Linie hinaus; sie haben Vergeltungsmaßnahmen



Kopfreliquiar Friedrich Barbarossas

hervorgerufen, und die Wildheit des Kampfes hat sich dann wechselseitig übersteigert. Aber da der Kaiser als Richter schwerlich ohne Beirat seiner Umgebung und mit äußerer Ruhe handelte, haben auch solche Taten nicht den zeitgenössischen Eindruck der „mâze“ beeinträchtigen können.

Was vielmehr dies Urteil immer neu befestigte, war, daß Friedrich sich gegenüber den Lockungen eines absolutistischen Regiments stets ablehnend verhielt, daß er insonderheit mit den deutschen Fürsten wie ein Erster unter Gleichen verkehrte. Es macht anfangs fast den Eindruck der Schwächlichkeit, wenn er sich immer wieder ihrem Räte anpaßte, mehrfach selbst Seerfahrten, die ihm notwendig erschienen, in Rücksicht auf ihre Abneigung aufgab und sich oft genug mit unzulänglicher militärischer Unterstützung begnügte. Aber diese Nachgiebigkeit entsprang doch einer richtigen Einschätzung der deutschen Verhältnisse. Die Folgen des Investiturstreites, der die Fürstenmacht emporgebracht hatte, waren, wenn überhaupt, nur behutsam und schrittweise zu überwinden; jeder vorschnelle Versuch mußte das Königtum in die alten Wirren zurückstoßen. Friedrich war selbst aus der Reihe der Laienfürsten hervorgegangen, er fühlte mit ihnen; eben das Typische seiner Veranlagung gestaltete die Verständigung so reibungslos. Sie konnten in ihm den hervorragendsten Vertreter ihrer ständischen Belange erblicken, seine auswärtigen Unternehmungen reizten den seit den Kreuzzügen erwachten Abenteuerdrang des neuen Ritterstandes, der eben durch Friedrich seine Geschlossenheit und Fastenartige Abscheidung von den bäuerlichen Schichten erhielt. Auch in kirchlicher Gesinnung wich der Kaiser in nichts von den Überzeugungen seiner Zeitgenossen ab. Er hat Arnold von Brescia dem Papste zum Märtyrertod ausgeliefert und später mit der Kurie die schärfsten Maßnahmen gegen die Ketzerie vereinbart. Mit den kaiserlichen Vogteipflichten gegenüber

der Kirche nahm er es sehr ernst und schätzte den Umgang und Rat von Männern voll tiefer Religiosität. Es ist erstaunlich: obwohl er siebenzehn Jahre als Gebannter das Papsttum bekämpfte, hat man eigentlich nie an seiner gutkirchlichen Gesinnung gezweifelt; der Bann verlor daher viel von seiner lähmenden Wirkung. Auch hier kam es dem Politiker zustatten, daß er seiner Zeit nicht voraneilte, sondern ihr vollkommenster Ausdruck war.

Je mehr Erfahrungen er nun in dem bunten Wechsel seiner Schicksale sammelte, desto greifbarer tritt seine wunderbare Kunst der Menschenbehandlung zutage. Sobald er persönlich ausgleichend, friedestiftend, überredend eingreift, erreicht er fast immer sein Ziel. Hat er sich anfangs oft der Meinung seiner Umgebung angepaßt — zusehends wächst seine Überlegenheit, und bald ist er es, der auch Widerstrebende Flug nach seinem Plane zu lenken versteht. Was wir heute wohl die „Regie“ bei wichtigen Versammlungen zu nennen pflegen, das hat Friedrich in seinen reiferen Jahren glänzend verstanden. Und auch auf dem eigentlichen Felde der Politik und Diplomatie hat er sich erst allmählich zur reifen Meisterschaft emporgearbeitet und das Mögliche vom Unerreichbaren sicherer zu scheiden gelernt. Über alle Rückschläge hinweg, nicht ohne überraschende Schwenkungen, hat er in langer Regierung sein politisches Ansehen, je ausschließlicher er selbst den Ton angab, desto mehr zu steigern verstanden, bis der greise Held von der vollen Höhe plötzlich entriickt wurde, und der Glanz seines Andenkens nun die trüberen Tage, die hinter ihm lagen, völlig überflutete. Indem wir uns diesem bewegten Entwicklungsgange zuwenden, wollen wir versuchen, Absichten und Erfolge des Kaisers im Großen zu werten.

Wenn Friedrich sich fragte, was denn dem Königtum gegen früher vor allem die Hände gelähmt habe, und wie es über die erstarkten Territorialgewalten hin seine Ober-

macht wieder im ganzen Reiche zur Geltung bringen könne, so mußte ihm als Hauptziel der inneren Politik erscheinen, die seit dem Investiturstreit gelockerte Verbindung von Krone und Episkopat tunlichst herzustellen und sich so von neuem das als Gegengewicht gegen das Fürstentum unentbehrliche Reichsbeamtentum zu schaffen. Friedrichs Rechtswahrung begegnete sich hier mit der Zeitströmung. Das Wormser Konkordat von 1122 hatte zwar in das alte Königsrecht Bresche gelegt, war aber die Grundlage für ein neues, abgewandeltes Gewohnheitsrecht geworden, das bei energischer Wahrnehmung dem königlichen Einfluß immer noch ausreichenden Spielraum ließ. Wie alles Gewohnheitsrecht hatte es die Neigung, dem Drucke der Macht nachzugeben. War in den letzten Jahrzehnten das deutsche Königtum der weichende Teil gewesen, so wurde diese Bewegung nun rückläufig. Indem Friedrich jede der Krone noch verbliebene Sandhabe nutzte, gelang es ihm, die Besetzung der Bischofsstühle tatsächlich wieder von seinem Willen abhängig zu machen. Dabei kam ihm zugute, daß das Lehnsrecht in seinem Siegeslauf lezthhin auch die Reichskirche bezwungen hatte. Die Regalien wurden nunmehr als Reichslehen aufgefaßt, ihre Verleihung durch den König als volle Lehnsinvestitur; Bischöfe und Reichsäbte bildeten nun den zweiten Heerschild, unmittelbar nach dem des Königs, ihre Vermischung mit den Laienfürsten zu dem gemeinsamen Begriffe des Territorialfürstentums bereitete sich allmählich vor. Einstweilen aber trug diese straffere Eingliederung in den Lehnsstaat zur engeren Verknüpfung der Prälaten mit der Krone bei; und Friedrich wußte das zu nutzen. An diese Vasallen, die sich doch nicht wie die weltlichen durch die Erblichkeit der Lehen dem Herrn entfremden konnten, durfte er nun erhöhte Anforderungen auf politische Dienste und kriegerische Hilfsleistung richten, und die alten, ursprünglich aus dem Eigenkirchenrecht stammenden Nutzungen, die als Regalien- und

Spolienrecht bezeichnet wurden, nämlich Genuß der Bistumseinkünfte während der Stuhlerledigung und Einziehung des beweglichen Nachlasses verstorbener Bischöfe, erschienen jetzt als Lehnsgefälle und konnten von Friedrich energischer wahrgenommen werden als von seinen Vorgängern.

Vor allem aber: ein neuer Geist ergriff diese geistlichen Fürsten. Das pietistische Zeitalter Bernhards von Clairvaux († 1153) ging zur Rüste. Das Scheitern des zweiten Kreuzzuges hatte die Hochflut dieser kirchlichen Bewegung gebrochen. Eine Epoche freier, heiterer Laienkultur dämmerte herauf, und überraschend schnell vollzog sich dieser Umschwung auch unter den hohen Geistlichen Deutschlands. Bei ihrer Auswahl war jetzt weniger kirchliche Gesinnung entscheidend als praktisches Verwaltungstalent, politisches Urteil und diplomatische Feinheit. In ihrer Selbständigkeit von den absolutistischen Bestrebungen einer gregorianischen Kurie weit mehr bedroht als von dem deutschen Königtum, scharten sich diese Bischöfe freudig um den jungen Herrscher, dessen zielbewußte Kraft ihnen den Rücken steifte — eine glänzende Reihe hochgemuter, feingebildeter, weltfreudiger, tatenlustiger, reichstreuer Männer! Ohne ihre Mithilfe ist Friedrichs Wirken gar nicht zu denken. Neben ihnen tritt das Laientum seiner Umgebung in Rat, Verwaltung und sogar Seerführung erst an die zweite Stelle. In der reizvollen Doppelfirche von Schwarzeheindorf gegenüber Bonn, die noch unter Konrad III. geweiht war, atmen die tiefsinnigen Wandgemälde der Vision Ezechiels noch die gleiche Weltuntergangsstimmung wie die kurz vorher geschriebene Chronik Ottos von Freising. Geht man aber hinüber in den Rundbau der Kölner St. Gereonskirche, so gemahnen die etwas später gemalten machtvollen Erscheinungen der heiligen Bischöfe, die so leidenschaftlich ihr Schwert über dem Haupte schwingen und so selbstsicher auf die Leiber Unter-

worfener treten, an den neuen Geist der Staatsmänner und Seerführer Barbaroffas. Auch Bischof Otto von Freising hat noch jenen Umschwung miterlebt und in seinem letzten Werk, den „Taten Friedrichs“ (1157/58), den Friedenspender gepriesen, der nach finsterner, regnerischer Nacht die Frische eines heiteren Morgens wieder heraufgeführt habe.

Die Wege dieser innerdeutschen Politik mußten sich je länger, desto mehr mit denen der Kurie kreuzen. Vorderrhand versuchte man noch auf Grund eines 1153 in Konstanz abgeschlossenen Vertrages von beiden Seiten ein freundliches Zusammenwirken. Die Kurie erhoffte tatkräftige Hilfe gegen die auffässigen Stadtrömer und den übergreifenden sizilisch-normannischen Staat, zugleich auch Sicherung gegen eine etwaige Festsetzung der noch verbündeten Griechen Kaiser Manuels in Italien; dafür stellte sie die Kaiserkrone in Aussicht. Friedrich holte sie sich trotz einer schon deutlich hervortretenden Spannung in rascher Komfahrt (1155), lehnte auch eine Verbindung mit den rebellischen Römern ab und opferte Arnold von Brescia, vermochte jedoch seinen weitergehenden Versprechungen nicht nachzukommen, weil ihm die deutschen Fürsten nach der Krönung für einen sizilischen Feldzug ihre Hilfe versagten und vor Einbruch der Sommerhitze heimbegehrten. Dadurch sah sich die Kurie gezwungen, selbständig einen Weg aus ihren Nöten zu suchen, und da hat Hadrian IV. im Widerstreit mit einer starken Kardinalspartei sich im Vertrage von Benevent (1156) dem sizilischen Gegner König Wilhelm I., der sich aus inneren Wirren kräftig emporarbeitete, in die Arme geworfen. Diese unerwartete politische Schwenkung, die den bisherigen Bund zwischen Papst, Kaiser und Byzanz zersprengte und in Deutschland mit ihrer Nichtbeachtung der unteritalischen Reichsansprüche als ein feindseliger Akt aufgefaßt werden mußte, ist die Hauptursache der Kirchenspaltung und des langen

Kampfes geworden; denn sie berührte auf das empfindlichste das Verhältnis des Kaisers zu Reichsitalien, das eben damals immer beherrschender in den Mittelpunkt seiner Pläne getreten war. Zum Verständnis dieser Dinge muß man von Friedrichs Bestrebungen zur Stärkung seiner Kronmacht ausgehen.

Die neue Abhängigkeit der deutschen Reichskirche genügte allein doch nicht, um dem Kaiser eine starke Herrscherstellung zu verbürgen, sie mußte ergänzt werden durch Mehrung des unmittelbaren Reichs- und Hausbesitzes. Für diese Aufgabe brachte Friedrich Nachsinn und Organisationsgabe in ungewöhnlich hohem Maße mit. Er hat die Mittel der territorialfürstlichen Politik, in deren Übung er selbst aufgewachsen war, nun in größerem Maßstabe angewandt zum Ausbau einer ausgedehnten staufischen Hausmacht, indem er als Lehen von geistlichen Fürsten sich die Gerichtsbezirke der Vogteien übertragen ließ, auf Erweiterung und Abrundung des Besitzes durch Kauf, Tausch und alle andern friedlichen Mittel hinarbeitete, ihn durch Burgen sicherte, durch Stadtgründungen förderte und nicht lehnsweise, sondern durch Reichsministerialien in straffer Beamtenabhängigkeit verwalten ließ.

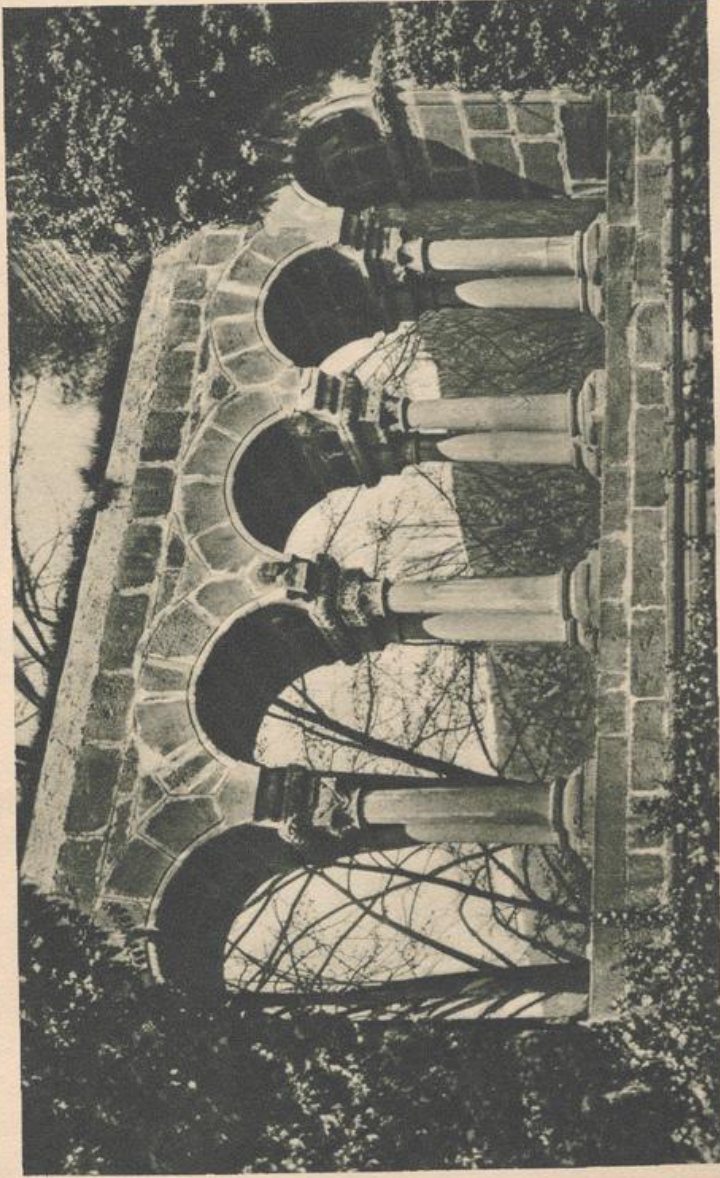
Im Laufe der Zeit hat er es so dahin gebracht, daß sich vom Kern der staufisch-salischen Hausgüter in Schwaben, Elsaß, Pfalz und Franken aus nordöstlich eine nahezu geschlossene Kette königlicher Besitzungen über Nürnberg und Eger bis ins Vogtland und die wichtigen thüringisch-meißnischen Lande hinein erstreckte. Durch seine zweite glückliche Ehe mit Beatrix, der Erbin der ausgedehnten Grafschaft Hochburgund, konnte er auch in diesem lange vernachlässigten Reichsteil seinen Besitz wesentlich vermehren und daran anknüpfend auch hier alte Reichsrechte wahrnehmen. Lockend öffnete sich ihm von dort ein neuer Alpenweg nach Norditalien.

Versezen wir uns in seine Lage! Durch die oben ange-

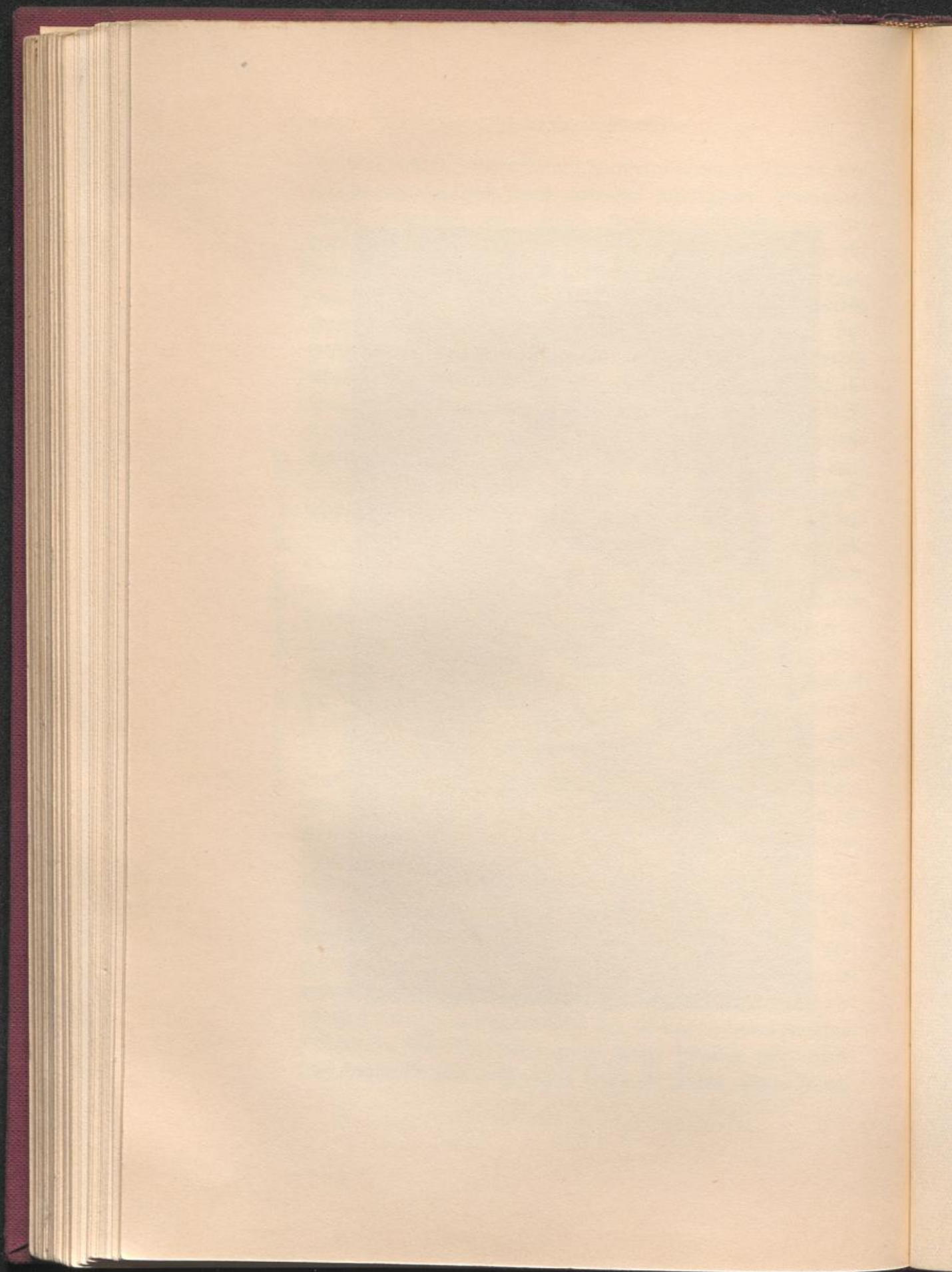
deutete Machtverteilung in Deutschland war ihm der Norden und Südosten nahezu versagt. Mit der Besitzerweiterung im Süden konnte es nur schrittweise vorwärts gehen; die vielfach dazu nötigen Geldmittel waren aus dem noch weitgehend in der Naturalwirtschaft steckenden Deutschland nicht zu gewinnen. Auch in der großen Politik, im Gegenspiel etwa mit Mächten wie Sizilien und Byzanz oder bei den beginnenden Versuchen gegenüber dem Feudalismus die Monarchie auf Staatsbeamtentum und Söldnerwesen zu gründen, konnte man damals ohne erhebliche Summen von Metallgeld nicht mehr auskommen. Aus solcher Zwangslage heraus ist Friedrich sein Leben lang auf diesen „nervus rerum“ äußerst bedacht gewesen.

Was aber bedeuteten die verhältnismäßig geringen Summen, die aus Deutschland zu holen waren, gegenüber dem Reichtum der Lombardei! Welcher Vorsprung war hier in den beiden letzten Menschenaltern erreicht! Wie hatten sich dort die Städte zu ganz neuen Formen des Wirtschaftslebens entwickelt und neben Sizilien zur ersten Geldmacht Europas emporgeschwungen! Nur die Reichsgewalt war dabei leer ausgegangen. Die immer ergiebiger strömenden Einnahmequellen flossen nicht mehr ihr und ihren Vertretern zu. Ihre Beziehungen zu den bischöflichen Stadtherren waren hier durch den Investiturstreit viel gründlicher gelockert als in Deutschland, und ohne den sicheren Rückhalt am Reiche hatten sich jene gegenüber der vordrängenden Demokratie überwiegend nicht im Besitze der Stadtherrschaft und der vom Reiche verliehenen Regalien behaupten können. Zahlreichen weltlichen Inhabern solcher Rechte war es in den letzten Zeiten nicht besser ergangen. Allenthalben Entfremdung durch widerrechtliche Aneignungen, Verluste des Reiches von ungeheurem Umfang! Von Oberdeutschland aber führten die noch immer gut gangbaren alten Römerstraßen über die Alpen hinüber, der neue burgundische Besitz rückte dem

Kaiser Italien noch näher; das piemontesische Gebiet, das sich daran anschloß, war von der städtischen Bewegung kaum ergriffen und durch seine markgräflichen Geschlechter der kaiserlichen Sache ergeben, so daß sich ein Ausbau der unmittelbaren Reichsdomänen dort ohne weiteres anstreben ließ. Friedrich selbst hatte auf seiner ersten Romfahrt den Wohlstand des Landes, die Größe der Reichsverluste und die durch das übermächtige Ausgreifen Mailands hervorgerufene Friedlosigkeit kennengelernt; in Bologna mußte er im Verkehr mit den Juristen der Universität auch bereits erfahren haben, daß die römische Lehre mit seiner eigenen deutschen Auffassung in dem Punkte der Unverjährbarkeit alter Rechtstitel vollkommen übereinstimmte. Es waren also sehr greifbare, auch für seine deutsche Herrschaft nutzbar zu machende Werte, die er erstrebte, als sich seit der Mitte der fünfziger Jahre der Plan einer großzügigen Herstellung der italienischen Reichsrechte in seinem Kopfe verdichtete, um nun dauernd das Hauptziel seiner Politik zu bleiben. Man mag vom heutigen nationalstaatlichen Standpunkte aus den Druck der Verhältnisse, der ihn in diese Richtung trieb, nicht nur für Italien, sondern auch für Deutschland bedauern und sich ausmalen, wie unter Verzicht auf alle über den engeren deutschen Interessentkreis hinausgreifenden Bestrebungen eine beschränktere, schlichtere Politik vielleicht wie in Frankreich zu einem allmählichen Ausbau der Königsmacht diesseits der Alpen hätte führen und damit den späteren Zerfall der Zentralgewalt hätte vermeiden können. Solche Erwägung, die nur allzu viele Unbekannte in die Rechnung einstellen muß und von den beherrschenden Idealen und den bestimmenden Gebundenheiten der Zeit weitgehend abzusehen hat, darf jedoch nicht als Wertmaßstab an eine Politik gelegt werden, die vielmehr aus den Vorstellungen und Antrieben jener Tage heraus verstanden und beurteilt sein will. Wie wäre an einen Verzicht auf



Ruinen der Gelnhausener Kaiserpfalz



die überlieferten Ansprüche im Süden zu denken gewesen, deren Wahrnehmung geeignet schien, das in den letzten Jahrzehnten gesunkene Ansehen des Reiches in der Welt neu zu heben?

Freilich kreuzten sich jene Ansprüche mit Bestrebungen der römischen Kurie; denn die Beherrschung Italiens war seit langem ein mehr oder weniger tatkräftig verfolgtes Ziel der päpstlichen Politik gewesen. Gregor VII. hatte auch darum den Kampf mit dem Kaisertum geführt und Rückhalt an dem werdenden Normannenstaate des Südens gesucht. Indem die Kurie Hadrians IV. jetzt einem Wiederaufbau der Reichsmacht in Italien als einer Bedrohung ihrer mühsam errungenen Freiheit mit Sorge entgegenschah, hatte sie sich unter Leitung des energischen Kardinalkanzlers Roland wiederum mit Sizilien, dem jetzt festgefügt, neu in die Reihe der Großmächte eingetretenen Staatswesen Rogers II. verbündet, eben dadurch aber gegenüber dem Reiche einen aufreizenden Akt der Feindseligkeit begangen.

Die doppelte Spannung, die durch die deutsche Kirchenpolitik und den Italienplan des Kaisers erzeugt wurde, schaffte sich zuerst Luft in dem Zusammenstoß des Besançonner Reichstages von 1157. In dem dort überreichten Papstschreiben hätte man die Beziehung des zweideutigen Wortes „Beneficium“, das harmlos als „Wohltat“, aber auch bedenklich als „Lehen“ ausgelegt werden konnte, auf die Kaiserkrönung vielleicht unbeanstandet durchgehen lassen, wenn man nicht bereits Grund zum Mißtrauen gegenüber den Absichten der Kurie gehabt hätte. So aber rief die bedenklichere Auslegung, die Friedrichs Kanzler dem Worte gab, bei den zahlreich versammelten Fürsten einen Sturm des Unwillens hervor. Die beiden Kardinallegaten, darunter eben jener Roland, wurden bedroht und an der Ausführung der ihnen aufgetragenen Kirchenvisitation durch scharfe Verfügung des Kaisers gehindert. Zum ersten

Male zeigte es sich, daß es diesem gelungen war, die Gesamtheit der geistlichen und weltlichen Fürsten selbst im Widerstreit mit der Kurie auf seiner Seite zu halten. Der Papst trat daher nach kurzem Schwanken einen diplomatischen Rückzug an. Aber man wußte nun in Rom, wessen man sich künftig von Friedrich zu gewärtigen habe! In dem entschlossenen Abwehrschreiben der kaiserlichen Kanzlei war ein seit Menschenaltern nicht mehr vernommener Ton erklingen. In scharf geschliffenen Sätzen von ungeheurer Wucht und Selbstsicherheit wurden die auf Erniedrigung des Kaisertums zielenden Bestrebungen der Kurie schonungslos gegeißelt und mit dem leidenschaftlichen Bekenntnis zurückgewiesen: „Das ertragen, das leiden wir nicht; eher legen wir die Krone des Reiches nieder, als daß wir sie zugleich mit unserer Person so in den Staub ziehen lassen. Was gemalt ist (römische Darstellungen Kaiser Lothars als Lehnsmanu der Kirche) möge ausgelöscht, was geschrieben, getilgt werden, auf daß nicht zwischen Königtum und Priestertum ewige Denkmale der Feindschaft bestehen bleiben.“

Sicherlich entsprach das den Gesinnungen des Kaisers, aber in der Form ging es durch rücksichtslose Kühnheit und Schärfe weit über alles hinaus, was er bis dahin geäußert hatte. An der Kurie wußte man, wer jener „Unkrautsäer“ war, dessen verderbtem Rate sich Friedrich seit kurzem hingegeben hatte: es war sein Kanzler (seit 1156) Rainald von Dassel, den er bald (1159) zum Erzbischof von Köln erhob. Von dieser großangelegten, menschlich freien, tatenfrohen, gegen alle Hindernisse anstürmenden blonden Kraftnatur wird man künstlerisch immer wieder gepackt werden. Reich gebildet, sprachen- und weltkundig, voll Einblick in das Wesen der Hierarchie, ein trefflicher Organisator, hat er ein Jahrzehnt lang den gleichaltrigen Herrscher, dem er mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit diente, durch sein stürmisches Temperament mit sich fort-

gerissen zu höchst bedenklichen Kampfmethoden, die im ersten Ansturm zwar glänzende Ergebnisse zu erzielen schienen, bald aber zu Rückschlägen und Niederlagen führten. Friedrich hat von diesem Kömmer technisch gewiß viel gelernt und ihm wie allen seinen bedeutenden Dienern Treue mit Treue vergolten. Aber auch die Einsicht hat er aus diesem unglücklich endenden Jahrzehnt fortgenommen, daß mit Stiernackigkeit ein Kampf gegen hierarchische Mächte am allerwenigsten mit Aussicht auf Erfolg geführt werden könne, und daß man auch sonst im politischen Ringen mit feineren Methoden und Kompromissen weiterkomme als mit Drohung und Schrecken. So ist er späterhin als wahrer Staatsmann weit über seinen einstigen Selber hinausgewachsen.

Die Anfänge der italienischen Unternehmung (1158) waren freilich glänzend genug und rückten Friedrich mit einem Schlage in den Mittelpunkt der europäischen Geschichte. Ein Eingreifen in die Lombardei konnte auch unter sittlichen Gesichtspunkten gerechtfertigt werden, denn das Aufstreben der Städte hatte bei dem völligen Mangel einer höchsten Rechtsgewalt derartige Zustände der Anarchie und Friedlosigkeit, der brutalen Vergewaltigung des schwächeren durch den stärkeren Nachbarn hervorgerufen, daß eine Abhilfe dringend geboten war. Friedrich hatte denn auch die deutschen Fürsten zum Beschlusse des Reichskrieges gebracht und ist eigentlich allein auf diesem Kömerzuge von ihnen kraftvoll unterstützt worden. Eine Weile lockten die Kämpfe auf fremdem Boden Kriegsmut und Abenteuer Sinn der deutschen Ritterschaft. Das Ringen um Mailand und Crema ist von den Chronisten und Dichtern fast wie der Heldenstreit um Ilion geschildert worden. Wäre es nur darauf angekommen, die überhebliche Ausnahmestellung Mailands zu beseitigen, so hätte man bald am Ziel gestanden, denn von Hunger und Krankheit bedrängt, bequemte sich am Ende die Bürgerschaft zu einem

Vergleiche, der dem Kaiser die beanspruchten Hoheitsrechte, ihr selbst aber doch wenigstens die freie Konsulwahl unter Vorbehalt kaiserlicher Bestätigung sicherte. Indessen dieser Erfolg sollte ja nur den Weg freimachen zu einer umfassenden Regelung der lombardischen Regalienfrage, und an sie machte sich der Kaiser nun mit seinem ganzen durchgreifenden Rechtsinn heran.

Die grundlegenden Beschlüsse des Reichstages von Roncaglia (pouaufwärts von Piacenza), die unter Mitwirkung berühmter bolognesischer Juristen und lombardischer Richter gefaßt wurden, kamen zu dem Ergebnis, das vom Standpunkte des Rechts das einzig mögliche war: volle Anerkennung der entfremdeten kaiserlichen Hoheitsrechte, sofern nicht für ihre Verleihung gültige Urkunden vorgewiesen werden konnten. Ihre tatsächliche Rückerstattung mußte dem Reiche Einnahmen bringen, die auf einen jährlichen Betrag von 30 000 Pfund Silbers geschätzt wurden. Darüber hinaus schuf diese Umwälzung der städtischen Besitz- und Rechtsverhältnisse Raum zu einer völligen Umgestaltung der kaiserlichen Herrschaft in Oberitalien, die freilich nicht ohne erbitterten Widerstand der Betroffenen durchzuführen war. Der Plan war von äußerster Großzügigkeit und hatte von vornherein die Tendenz, sich auf die übrigen Teile Reichsitaliens auszudehnen. Ein starkes kaiserliches Friedensregiment sollte sich über die zerrissene Halbinsel erstrecken, die widerstrebenden Glieder niederzwingen, Eidgenossenschaften in und zwischen den Städten verbieten, die rück-erstatteten Regalien aber nur zum geringen Teil wiederum den geistlichen und weltlichen Feudalgewalten anvertrauen, vielmehr sie überwiegend durch Reichsbeamte unmittelbar wahrnehmen lassen, mochten diese nun in den Städten als Podestras an die Stelle der bisher freigewählten Konsuln treten oder in den Grafschaften des umgebenden Landes in alter Weise als Grafen bezeichnet werden.

Das war nicht schlechthin Reaktion, sondern, sofern der werdende moderne Staat sich nur durch eine derartige, auf Zeit eingesetzte und besoldete Beamtenerschaft aus dem Feudalwesen herausarbeiten konnte, zugleich Fortschritt. Es machte damals, wo ein bewusst-nationales Gemeingefühl in Reichsitalien kaum vorhanden, jedenfalls von den nachbarlichen Nebenbuhlerschaften völlig überwuchert war, nichts Entscheidendes aus, daß jene Beamten überwiegend deutsche Grafen, Herren und Ministerialen waren; denn ein italienisches Zentralregiment hätte man ebensowenig ertragen. Mehr mochte es schon bedeuten, daß gewiß bei den wenigsten von ihnen wirkliches Verständnis und Wohlwollen für die eigenartigen Wirtschaftsbedürfnisse der städtischen Körperschaften zu finden gewesen sein wird, wenn auch Friedrich selbst durch seinen Versuch, in der Form von hochwertigen kaiserlichen Denaren eine Einheitsmünze für ganz Reichsitalien zu schaffen (seit 1162), für die geldwirtschaftliche Entwicklung, von der ja der Fiskus nur Vorteil ziehen konnte, lebhaftes Verständnis zeigte. Die Hauptfrage war doch die, ob diese lombardischen Gemeinwesen jenem allgemeinen Zwangsfrieden und der stark fiskalisch gerichteten Beamtenverwaltung ihre demokratische Freiheit und wirtschaftliche Selbstbestimmung zu opfern bereit waren. Was sie sich durch Menschenalter kühnen und beharrlichen Emporarbeitens errungen hatten, schien ihnen mit mindestens dem gleichen Besitzrechte zuzustehen, wie dem Kaiser die aus alten Zeiten wieder hervorgeholten Hoheitsansprüche.

Wer sich stark fühlte, war am wenigsten zu jenem Opfer der Selbständigkeit bereit. Die Mailänder empfanden es überdies als einen Vertragsbruch, daß die ihnen noch unlängst zugestandene freie Konsulwahl nun auf Grund der allgemeinen Normen zu einer kaiserlichen Einsetzung auf bloßen Wahlvorschlag hin umgewandelt werden sollte. Indem sie Bundesgenossen fanden, spaltete sich die Lombardei

in Gegner und Anhänger des Kaisers, die sich wesentlich mit den Klienten der beiden Rivalinnen Mailand und Cremona deckten; und Friedrich sah sich schon im Interesse seines Ansehens zu rücksichtslosem Durchgreifen gezwungen. Mit der Belagerung des kleinen Crema, das die Rolle einer mailändischen Zwingburg gegenüber Cremona spielte und nach siebenmonatlicher heldenmütiger Verteidigung dem Erdboden gleichgemacht wurde (Januar 1160), begann der wahre Kampf um Reichsitalien. Und in ihn trat nun an der Seite des ohnehin feindlichen Sizilien das römische Papsttum ein.

An der Kurie sah man mit wachsender Sorge, wie Friedrich immer entschiedener auf das Ziel einer vollen Beherrschung Italiens hinarbeitete. Indem er das Verhältnis zu den italienischen Bischöfen, soweit sie noch Inhaber von Regalien waren, durch Forderung des Mannschafteids und Beanspruchung bedeutender Reichsleistungen wieder straffer gestaltete, schien er die Ergebnisse des Investiturstreites rückgängig machen zu wollen. Auch das Papsttum hatte durch ganz Reichsitalien hindurch, namentlich in Gestalt der ihm bestimmten mathildischen Eigengüter, die erheblichsten Besitzansprüche geltend zu machen, die sich größtenteils mit denen des Reiches kreuzten; waren sie mit den neuen Herrschaftszielen des Kaisers vereinbar? Sobald sich diese auch auf Mittelitalien richteten, mußten Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit der Kurie als unmittelbar bedroht erscheinen. Schon sprach Friedrich unverhohlen aus, daß er den auf gewisse Unterhaltsforderungen bei der Krönungsfahrt beschränkten Oberhoheitsansprüchen des Kaisertums auf die Stadt Rom und den Kirchenstaat wieder einen volleren Inhalt zu geben gedenke, als er auf eine Beschwerde des Papstes antwortete: „Da ich durch göttliche Anordnung römischer Kaiser heiße und bin, so würde ich nur den Schein der Herrschaft heucheln und einen leeren Namen ohne Inhalt führen, wenn

die Hoheit über die Stadt Rom unserer Hand entwunden würde." Wurden solche Absichten vollstreckt, so sank der Papst in die Stellung eines abhängigen Reichsbischofs hinab! Als Friedrich ein päpstliches Ultimatum mit dem Vorschlage einer schiedsrichterlichen Entscheidung über die für ihn nicht ungünstigen Rechtsfragen beantwortete, trat der Papst und die unter Führung des Kanzlers Roland zum Kampf entschlossene Kardinalsmehrheit mit dem Könige von Sizilien und den lombardischen Rebellen in enge Verbindung und bereitete die Bannung des Kaisers vor. In diesem kritischen Zeitpunkt ist Hadrian IV. gestorben (1159).

Die Frage der vollen Beherrschung Italiens war mit derjenigen der Unabhängigkeit des Papsttums auf das engste verflochten. Die Lösung der einen zog die der anderen ebenso zwangsläufig nach sich, wie schon in den Tagen der großen Kaiser Karl und Otto. Unter dem Einflusse Rainalds von Dassel, der die Macht der Kurie mit verhängnisvollem Optimismus unterschätzte, war Friedrich geneigt, auch in dieser Hinsicht die ehemalige Rechtslage herzustellen. In der Abwehr gegen die päpstlichen Überordnungsansprüche hat er die unmittelbare Abhängigkeit des Kaisertums von Gott stets betont und daher auf dem weltlichen Gebiete die volle, durch keinen Kirchenstaat eingeschränkte Gewalt geltend gemacht. Trotzdem muß die Frage, ob er den großen Kampf, der nun einsetzte, recht eigentlich um eine neue Abhängigkeit des Papsttums geführt habe, verneint werden. Der Streit brach aus schon vor dem Schisma, er ging um Reichsitalien. Mit einem Papsttum, das ihm in diese Pläne nicht hineingeredet hätte, würde Friedrich schwerlich zum Bruche gekommen sein. Einen offenen Feind des Reiches und seiner italischen Rechtsansprüche aber glaubte er selbst auf dem Stuhle Petri bekämpfen zu müssen und bei einer zwiespältigen Papstwahl seine Rechte als Kirchenvogt zugunsten des befreundeten Kandidaten handhaben zu dürfen. Dadurch er-

wuchs der kirchenpolitische Streit für das Papsttum zu einer Machtprobe für seine Freiheit; aber streng genommen blieb auch dieser Streit, der von 1159 bis 1177 währte, nur ein Abschnitt des größeren Ringens um Italien, das schon 1158 eingesetzt hatte und den Vertrag von Venedig überdauerte.

Schon seit dem Abkommen von Benevent bekämpfte eine Kardinalsminderheit, die bald auch mit den Staatsmännern des Kaisers in Verbindung trat, die reichsfeindliche Politik der Kurie. Als jetzt die Mehrheit den Hauptträger dieser Politik, eben den Kardinalkanzler Roland, für die Papstwahl in Aussicht nahm, schritt die Minderheit in tumultuarischem Verfahren zur Erhebung des Kardinals Oktavian aus einer Nebenlinie der Grafen von Tusculum, eines Verwandten des stauffischen Hauses, der sich Viktor IV. nannte, während die übrigen in gesetzlicherem, wenn auch keineswegs unanfechtbarem Vorgehen Roland als Alexander III. erkoren. Friedrich stand vor einer schweren Entscheidung. Die Anerkennung des erklärten Feindes seiner italienischen Pläne bedeutete den Widerstand der gesamten Papstkirche, die Parteinahme für Viktor ein Schisma mit allen seinen für die mittelalterliche Welt ungeheuren Wirren, jedoch immerhin die Spaltung der Gegner. So wählte er das letzte, machte aber in scheinbarer Neutralität noch den Versuch, durch ein nach Pavia von ihm als Schirmvogt der Kirche berufenes Konzil (1160) eine allgemeingültige Entscheidung herbeizuführen, die unter seinem Einflusse schwerlich zugunsten Alexanders ausfallen konnte. Da dieser indes fest auf den Boden des kanonischen Rechtsatzes trat, der für den Papst keinen höheren Richter anerkannte, und die selbständigen europäischen Staaten die Konzilsentscheidung für Viktor keineswegs als bindend betrachteten, so erwies sich die große Veranstaltung im Grunde als ein Fehlschlag. Die unabhängigen Nationen des Abendlandes mußten die Her-

stellung eines kaiserlichen Einflusses auf das Papsttum, das jetzt ja noch viel tiefer als früher in die Geschicke aller Völker eingriff, als eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Selbständigkeit fürchten. Vielen gewiß sprach der Engländer Johann von Salisbury aus dem Herzen, wenn er schalt: „Wer hat denn die Deutschen zu Richtern der Nationen bestellt? Wer hat diesen plumpen und wilden Menschen das Recht gegeben, nach ihrer Willkür einen Herrn über die Häupter der Menschenkinder zu setzen?“ So fand Viktor außerhalb des Reiches und seiner Nebenländer Böhmen und Dänemark keinen Anhang. Der Kampf zwischen den Gegenpäpsten war daher unvermeidlich und ergriff ganz Europa. Friedrich aber hoffte, die siegreiche Durchführung seiner italischen Pläne werde auch die Lösung des kirchlichen Schismas in seinem Sinne herbeiführen.

Die Niederzwingung des erneuten Widerstandes der Mailänder (März 1162) legte ihm tatsächlich die lombardischen Gegner vor die Füße! Mäßigung nach dem Siege ist offenbar die schwerste Aufgabe der politischen Kunst. Friedrich hat sie erst später gelernt. Damals ließ er sich, das Herz von Stolz und Zuversicht geschwellt, auf den Bahnen von Rainalds Gewaltpolitik nur noch weiter treiben. Die mächtige Stadt, die, durch Hunger zum Äußersten gebracht, sich der Gnade des Kaisers übergeben hatte, wurde wehrlos gemacht und dann nach dem Spruche seiner lombardischen Nachbarn zur Vergeltung der Zerstörung von Lodi und Como erbarmungslos vernichtet, die überlebenden Bewohner in vier offenen Flecken angesiedelt, zu bäuerlicher Lebensweise herabgedrückt, der kaiserlichen Domänenverwaltung zu Naturalabgaben und Diensten verpflichtet — eine brutale, den natürlichen Bedingungen ebenso wie der geschichtlichen Entwicklung hohnsprechende Maßregel, die auf die Dauer den Widerstand geradezu aufpeitschen mußte. Einsteilen freilich hielt Friedrich die Lom-

14 S a m p e, Herrschergestalten

bardei fest in der Hand, indem er mit fluger Spaltung seinen Anhängern jetzt wohl die freie Konsulwahl und gegen jährliche Zahlung auch die Regalienverleihung zugestand, in den widerspenstigen Städten aber die Hoheitsrechte durch deutsche Podestas amtsweise verwalten ließ.

Und schon begann er dies Herrschaftssystem weiter nach Süden vorzuschieben. In der Romagna gelang das ohne Schwierigkeit. In Tuszien und Spoleto hatte zwar Herzog Welf mit seinem Sohne die Sache Papst Alexanders ergriffen. Indessen konnte Rainald, der hier jetzt mit großen Vollmachten erschien, diese nicht sehr festgewurzelte marktgräfliche Gewalt in ihrer tatsächlichen Geltung beiseite schieben und noch ohne festere Organisation die wenigen bedeutenderen Städte, die hier noch kräftigeren Feudalmachthaber und die auch hier eingeführten Reichsbeamten in der Abhängigkeit von der kaiserlichen Herrschaft vereinen.

Noch weiter südlich war der Kirchenstaat fast ganz von den kaiserlichen besetzt, nur ein geringer Rest mit sizilischer Hilfe für die Alexandriner gehalten. Rom war von Parteiungen zerrissen und teilweise in Verbindung mit Friedrich, Sizilien eben damals durch innere Unruhen arg geschwächt. Der Kaiser war auf dem Anmarsch, schon hatte er die Flotten Pisas und Genuas durch außergewöhnliche Zugeständnisse gewonnen. Es schien wirklich, als ob ihm jetzt gelingen sollte, was selbst ein Karl der Große nicht vermocht hatte: die Herstellung der Einheit Italiens unter kaiserlicher Herrschaft. Auf diese Höhe war er emporgestiegen, indem er sein Recht mit rücksichtsloser Gewalt verfochten und seine Gegner durch Furcht gebändigt hatte. Aber auf die Dauer weckt die Gewalt stets Gegenwirkungen; eine Reihe immer bedenklicherer Rückschläge hat den Kaiser alsbald von dem erklommenen Gipfel wieder hinabgedrängt.

Der erste Mißerfolg war, daß sein geistiger Haupt-

gegner Alexander III., in der Tat eine ebenso kühn entschlossene, wie besonnene und zähe Persönlichkeit von großem moralischen Gewicht, den italischen Boden verlassen konnte und Zuflucht in Frankreich fand. Der Zug gegen Süden, durch Zwiespalt zwischen Genua und Pisa gestört und ohnehin bei der schwierigen Gebirgsnatur Unteritaliens von zweifelhaften Aussichten, konnte daher im kirchenpolitischen Kampfe zu keinem abschließenden Ergebnis mehr führen. So versteht man es, daß Friedrich ihn abbrach, als sich im Westen lockend die Möglichkeit zu einer Beendigung des Schismas bot.

Allein die Hoffnung, den französischen König Ludwig VII. durch politische Gründe und persönliche Einflüsse zu einem gemeinsamen Konzilsgericht über beide Päpste zu gewinnen, was in Wirklichkeit einer Preisgabe Alexanders gleichgekommen wäre, scheiterte an der unerschütterlichen Standhaftigkeit des Papstes und englischen Gegenwirkungen (1162). Der hochfahrende Ton, in dem überdies Rainald von Dassel als Vertreter des Kaisers zu Ludwig als zu einem armseligen Provinzking geredet zu haben scheint, konnte nur zu stärkerer Entfremdung beitragen.

Ein weiterer Schlag für Friedrich war der Tod seines Gegenpapstes (1164). Man konnte schwanken, ob man ihn nicht zum Anlaß einer Verständigung mit Alexander nehmen sollte. Einem derartigen Versuche hat jedoch Rainald kurzerhand den Boden entzogen, indem er von den kaiserlichen Kardinälen sofort die Wahl des neuen Gegenpapstes Paschalis III. vollziehen ließ. Friedrich hat das gebilligt, denn er hoffte noch seine Sache zum Siege zu führen. Er verdankte es ja auch wesentlich dem Gegenpapstum, daß er selbst den Alexandrinern nicht als ein glaubensloser Abtrünniger, sondern nur als ein im Irthum befangener Schismatiker erschien, und mit welchen Aussichten hätte man denn zugunsten der von Viktor Geweihten und über alle anderen Streitpunkte verhandeln

sollen, wenn man Alexander durch Verzicht auf Neuwahl von vornherein den Sieg auf der ganzen Linie zugestand; Man befand sich in einer Zwangslage; aber ein ungünstiger Umstand blieb der Personenwechsel immerhin. Das Mittelalter pflegte in solchen Vorgängen das Eingreifen Gottes zu wittern. Die persönliche Überlegenheit Alexanders trat seitdem noch deutlicher hervor.

Gleichzeitig tauchte von Osten her eine ernste Gefahr auf. Während der Kaiser in Deutschland den durch eine Fürstenverschwörung gegen Heinrich den Löwen bedrohten Frieden gesichert hatte, war es Rainald gelungen, die italienische Reichsherrschaft weiter auszubauen und die allenthalben gärende Unzufriedenheit mit furchterregender Strenge niederzuhalten. Noch wagte man ohne fremden Rückhalt keine Erhebung. Den aber bot nun das alexandrinisch gesinnte Venedig dar, das für seine unabhängige Zwischenstellung und Handelsfreiheit zu fürchten begann. Vom Griechenkaiser mit Geld unterstützt, schloß es sich mit Verona, Vicenza und Padua zum Veroneser Bunde zusammen (1164). Als Friedrich, der ohne Heer nach Italien zurückgekehrt war, sich mit ganz ungenügenden Kräften gegen diesen wandte, verriet ein erstes militärisches Mißlingen, daß die kaiserliche Macht nicht unüberwindlich sei. Das Beispiel der Selbstverteidigung durch Zusammenschluß war den bedrückten Lombarden gegeben.

Diese Mißerfolge stärkten allenthalben den Alexandrinern den Rücken. Selbst in Deutschland dehnte sich ihr Anhang weit über die Salzburger Kirchenprovinz aus. Der überall um sich greifenden Spaltung schien auch hier nur durch verschärften Druck entgegengewirkt werden zu können. Es geschah unter dem Einfluß eines neuen großen Scheinerfolges, den Erzbischof Rainald eben in der Normandie davongetragen hatte. Der kirchenpolitische Streit, in den damals das zentralistische Regiment König Heinrichs II. von England mit seinem ehe-

maligen Kanzler, dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury als Vorkämpfer kirchlicher Unabhängigkeit geraten war, trübte auch die Beziehungen des Königs zu Papst Alexander. Diesen Stimmungswechsel suchte Rainald für die kaiserliche Sache nutzbar zu machen. Es gelang ihm, eine politische Verbindung zu knüpfen, die in einer Doppelverlobung zweier Töchter des englischen Herrschers mit einem Sohne Friedrichs und mit seinem Vetter Heinrich dem Löwen sichtbaren familiären Ausdruck fand. Vor allem aber konnte er dem eben zu Pfingsten 1165 versammelten Würzburger Reichstage frohlockend die Zustimmung des Königs zur Anerkennung des kaiserlichen Gegenpapstes verkünden. Das schien den endgültigen Sieg im Schisma zu bedeuten, denn die über England, Normandie und Westfrankreich ausgedehnte Macht Heinrichs II. stand unter den Staaten der alexandrinischen Obödienz weitaus an erster Stelle; ihr Umschwung mußte weiteren Abfall nach sich ziehen und Alexander der sicheren Zufluchtsstätte im Westen berauben. Durch diese Aussicht auf einen fast schon gewissen Endsieg wußte Rainald Kaiser und Fürsten, nicht ohne Widerstand und Vorbehalte einer kleinen Minderheit von Prälaten, zu verhängnisvollen Beschlüssen fortzureißen. Friedrich selbst, die anwesenden englischen Gesandten und die versammelten Fürsten verpflichteten sich mit den bindendsten Eiden, selbst über einen Thronwechsel hinaus, stets an Paschalis oder einem von dessen Partei gewählten Nachfolger festzuhalten, sich niemals zur Anerkennung Alexanders bereit finden zu lassen. Wer von den Großen im Lande nicht binnen sechs Wochen denselben Eid leisten würde, den sollte als Reichsfeind Verbannung und Verlust von Amt, Lehen und Eigen treffen. So sollte die deutsche Kirche von alexandrinischen Anhängern gründlich gesäubert und dem Gegner jede Hoffnung auf Verständigung genommen werden.

Und mit der Durchführung dieser Beschlüsse wurde nun unnachsichtlich Ernst gemacht. Nicht nur im Salzburgerischen entbrannten wilde Kämpfe, sogar der erste Bischof des Reiches, der Wittelsbacher Konrad von Mainz, wurde seiner Würde beraubt und durch den ganz weltlich gerichteten, als Feldherr und Diplomat höchst geschickten Kanzler Christian von Buch ersetzt, ganze Scharen standhafter Zisterziensermönche wurden über die Grenze getrieben. Es war ein harter Gewissenszwang, der leidenschaftliche Verbitterung und scharfen Gegendruck erzeugen mußte.

Bei aller Kraft und Kunst trieb Rainald von Dassel, auf dessen Einfluß diese und andere Gewaltmaßnahmen zurückzuführen sind, im Grunde doch eine etwas hohle Prestigepolitik; anstatt vorsichtig aufzubauen, zehrte sie von den militärischen Anfangserfolgen und glaubte durch Drohung und Lockung die Widerspenstigen so lange niederhalten zu können, bis in kühnem Vorsturm der Glücksgöttin, ehe noch ihr Rad wieder herumschwang, die Entscheidung aus den Händen gerissen war. Den Kaiser mochte sein Selbstenneinsehen antreiben, die Gefahren auf dieser steilen Bahn des Gefährten nicht zu scheuen, aber ob seine politische Verunft, die er später so glänzend bewährt hat, oft nicht nur widerstrebend mitging, das vermögen wir kaum zu ahnen.

Auch der englische Erfolg hat sich bald als hohl genug erwiesen, Heinrich II., der unter den abendländischen Herrschern jener Zeit der bedeutendste und unberechenbarste Gegenspieler Barbarossas war, hat seine kirchenpolitischen Zusagen von vornherein nur als Mittel zum Zweck aufgefaßt; sie sollten Alexander einen heilsamen Schrecken einjagen und ihn zum Entgegenkommen im englischen Kirchenstreite treiben. Sobald dieser Zweck erreicht war, hat er sich um so weniger gescheut, sich über die Eide seiner Gesandten hinwegzusetzen, als bei der Geistlichkeit seines Reiches die Anerkennung des Gegenpapstes ja doch nicht durchzuführen gewesen wäre.

Immerhin ging die Kurve der kaiserlichen Politik nun wieder eine Weile steil aufwärts. Alexander, der sich im Westen unsicher fühlte, kehrte Ende 1165 nach Rom zurück. Dort aber geriet er bald in arge Bedrängnis. Von Norden her bedrohte ihn Christian von Mainz, der den Gegenpapst in Viterbo schützte. Der sizilische Rückhalt zerbrach, als König Wilhelm I. 1166 unvermutet starb und seinen Thron einem unmündigen Knaben hinterließ. Die seit längerer Zeit gepflegten Beziehungen der Kurie zu dem Griechenkaiser Manuel, der damals mit der Besetzung von Ancona einen auch für den Kirchenstaat nicht unbedenklichen Anfang seiner romantischen Rückkehrerpolitik machte, konnte doch nur ein unbestimmtes Gemisch von Hoffnungen und Befürchtungen erwecken. Diese ganze Lage mußte Friedrich dazu anreizen, jetzt durch den einst schon geplanten Vorstoß auf Rom seinen päpstlichen Gegner zur Unterwerfung zu zwingen. Auch die Fürsten wußte er zum Beschluß einer neuen Seeresfahrt nach Italien zu bringen, wenn ihn auch die starken Spannungen zwischen Heinrich dem Löwen und seinen sächsischen Gegnern im Interesse der Friedenswahrung zwangen, beiden Parteien die Teilnahme am Zuge zu erlassen. Trotzdem waren die Seeresmassen ansehnlich genug, mit denen er 1166 zum vierten Male über die Alpen zog.

In der Absicht, gerade auf das Ziel loszumarschieren, ließ er sich auch dadurch nicht irre machen, daß die Lombardei bei seinem Durchzuge ein höchst bedrohliches Gesicht zeigte. Schon als er die Romagna erreicht hatte, begann im April 1167 in seinem Rücken der Abfall. Ein gefährliches Spiel war es zweifellos, die verhassten Reichsbeamten allenthalben ohne nennenswerten militärischen Schutz hinter sich zu lassen und den Vormarsch ohne Sicherung der Rückzugslinien zu wagen; aber es entsprach der kühn vorstürmenden Art Rainalds. Dieser selbst hat auch, während der Kaiser die Ostküste entlang zog und Ancona

einnahm, mit der Hilfe Christians von Mainz über die weit zahlreicheren Römer bei Tusculum einen glänzenden Sieg erfochten und den Papst in dem unzuverlässigen Rom eingeschlossen. Der eilends herbeigerufene Kaiser führte dann vom Marsche aus sein Heer zum Sturm gegen die Mauern, nahm die Leostadt und ließ sich mit seiner Gemahlin von Paschalis in der Peterskirche noch einmal die Kaiserkrone aufsetzen. Ehe er dann freilich Einlaß in dem eigentlichen Rom gewann, war es Alexander gelungen, in Pilgertracht das Meer zu gewinnen und nach Benevent zu flüchten. Die Beendigung des Schismas war also doch ins Unabsehbare verschoben. Und bevor man nun zum Angriff auf das geschwächte Sizilien schreiten konnte, brach in der römischen Augusthitze mit einer in der ganzen Weltgeschichte kaum ein zweites Mal gekannten Plötzlichkeit und Wucht jene furchtbare Seuche aus, die dem Kaiser den größten Teil seines Heeres, seine hervorragendsten Staatsmänner, darunter auch Rainald von Dassel, dazu zahlreiche Verwandte und Fürsten kostete und ihn von dem Gipfel jählings in die Tiefe schleuderte.

Man wird diese Schicksalswende mit zu den großen, der Vernunft rätselhaften Katastrophen zählen, an denen die deutsche Geschichte so reich ist. Schwerlich hat Friedrich auch diesmal die innere Erschütterung unter einem Lächeln verborgen. Furchtbare Tage durchlebte er; furchtbarere standen ihm bevor; er glaubte sein Lebenswerk zusammenbrechen zu sehen. Denn eine auf die Furcht aufgebaute Prestigepolitik vermag solchen Stoß, der überdies als ein unmittelbares Gottesgericht erscheinen mußte, am allerwenigsten zu ertragen; leicht stürzt dann das Ganze. Und mindestens in Oberitalien waren ja die Kräfte längst am Werke, die nun mit einem Schlage die Oberhand gewannen. Zuerst nur eine geheime Vereinigung von vier Städten, mit dem trotz aller Begünstigung unzufriedenen Cremona an der Spitze, hatte sich der neue Lombardenbund schon

vor der römischen Katastrophe über die ganze Lombardei ausgedehnt und sich mit dem Veroneser Bunde zusammengeschlossen. Sein ausgesprochenes Ziel war, die Hoheitsansprüche des Reiches wieder auf den Stand vor Friedrichs Eingreifen zurückzuschrauben, den nötigen Frieden untereinander aber durch eine oberste Bundesbehörde von Rektoren zu sichern. Schon im Frühjahr waren die kaiserlichen Beamten aus den neuen Ansiedlungen der Mailänder verjagt und die Herstellung der alten Stadt in Angriff genommen. Das kaiserliche Herrschaftssystem war hier also bereits schwer erschüttert, als nun die Kunde aus Rom allenthalben den vollen Zusammenbruch herbeiführte. „Wir wollen nicht mehr, daß dieser Mann uns regiere; auch sollen die Deutschen nicht mehr über uns herrschen“, das war nach einem dem Kaiser selbst zugeschriebenen Bericht die allgemeine Losung. Nur unter Mühen und Kämpfen, bei denen selbst die Kaiserin die Waffe schwang, gelang es Friedrich, die traurigen Trümmer seines Heeres über den Apennin nach dem einzig getreuen Pavia zu schaffen. Hartnäckig hat er von da aus noch versucht, mit rasch wieder geordneten Truppen durch kriegerische Vorstöße den Eindruck der Niederlage und Flucht zu verwischen. Vergeblich, denn schon ergriff der Aufstand auch das westliche Oberitalien und drohte ihm durch Sperrung der Alpenpässe jeden Ausweg abzuschneiden. Da mußte er froh sein, durch das Gebiet des Grafen von Savoyen den Durchzug zu gewinnen und, noch zuletzt in Susa mit Gefangenschaft und Tod bedroht, flüchtig in Knechtstracht das nackte Leben aus den großen italienischen Unternehmungen heimzubringen.

Friedrich schien nahezu auf seine Anfänge zurückgeworfen; dieser Zusammenbruch gleichzeitig mit dem Tode seines bedeutendsten Ratgebers machte in seinem Leben einen tiefen Einschnitt. Indessen ein Charakter wie der seinige war geeignet, sich im Unglück noch besser zu be-

währen, als im Glück. Es galt von vorn anzufangen, aber nun mit neuen Methoden fester aufzubauen!

Die sechs deutschen Jahre, die jetzt folgten, verliefen ohne große Unternehmungen, aber es sind politisch nicht immer die schlechtesten Zeiten, über welche die Chronisten wenig einzutragen haben. Sie bedeuten Atempause, Selbstbesinnung, Befestigung und langsame Erweiterung der verbliebenen Macht. Zunächst in Deutschland selbst. An der immer stärkeren und eigenwilligeren Sondergewalt Heinrichs des Löwen durfte freilich nicht gerührt werden. Da hielt Friedrich, obwohl er schon seit längerer Zeit keine Förderung mehr erfahren hatte, gewissenhaft an dem Ausgleich fest und deckte seinen Vetter noch wiederholt mit dem Reichsschild gegen seine territorialen Gegner.

Um so wertvoller war es, daß es ihm gelang, seinen Hausbesitz zielbewußt zu mehren. Da kam ihm nicht zum wenigsten die römische Seuche zustatten, die Konrads III. Sohn Friedrich, den inzwischen mündig gewordenen Herzog von Schwaben, hingerafft hatte. Der Kaiser erbte dadurch nicht nur große Kirchenlehen und ausgedehnte stauische Eigengüter, mit denen er auch das jenem einst verliehene Egerland zurückerwarb, sondern er konnte auch das schwäbische Herzogtum für seinen ältesten Sohn Friedrich gewinnen und an dessen Statt verwalten. Für seinen zweiten, noch nicht vierjährigen Sohn Heinrich aber wußte er 1169 von den Fürsten die Königswahl zu erlangen. Es war offenbar eine kluge Taktik des Kaisers, daß er den auf ihr Wahlrecht eifersüchtigen Fürsten durch Verschieben seines zweiten, nicht im Besitze des schwäbischen Herzogtums befindlichen Sohnes die Zustimmung zur Sicherung der Nachfolge in seinem Hause erleichterte. Wie hier und überall die geschickte Behandlung der Großen hervortritt, so vermochte Friedrich auch die deutsche Kirche ungeachtet des Schismas fest in der Hand zu behalten und sogar im Salzburger gegen die Alexandriner Vorteile zu erzielen.

Dem Auslande gegenüber konnte trotz der italischen Niederlage das deutsche Ansehen behauptet werden. Wenn es auch im ganzen System lag, daß die Beschäftigung mit den Verhältnissen des Ostens wesentlich der sächsisch-bayrischen Machtstellung des Welfen zufiel, so hat Friedrich immerhin durch drei Feldzüge gegen Polen, von denen der erste (schon 1157) für die Anlehnung eines selbständigen Schlesiens an Deutschland als Keil zwischen Böhmen und Polen höchst bedeutsam werden sollte, und durch wiederholte Einmischung in Böhmen seine Oberhoheit über diese Nachbarreiche zur Geltung gebracht. Im Westen hatte er seine Politik neu zu ordnen, als die Ermordung des Thomas von Canterbury (1170) trotz des allgemeinen Abscheus gegen den mitschuldigen englischen König zu einer Annäherung zwischen diesem und dem Papste führte, der nun nicht mehr durch die Doktrin eines Starrkopfes in seinen politischen Zielen behindert war. Seitdem gefiel sich Heinrich II. immer mehr in einem beunruhigenden imperialistischen Treiben, das zu einer Einmischung in die Mittelmeerpolitik führte und am Hofe des königlichen Schwiegersohnes in Palermo sich mit kaiserlichen Bestrebungen feindlich kreuzte. Friedrich aber hatte sich bereits ein Gegengewicht geschaffen, indem er mit dem natürlichen Gegner des Engländers, dem König von Frankreich, in Verbindung (1171) trat, so daß von Westen her unmittelbar für ihn nichts zu befürchten war, später sogar (1187) ein förmliches staufisch-kapetingisches Bündnis aus den damals angeknüpften Beziehungen erwuchs.

So hatte er sich den Rückhalt nördlich der Alpen neu gefestigt, als er sich wieder ernstlich den italischen Verhältnissen zu widmen begann. Auch hier hatten sich inzwischen bedeutsame Wandlungen vollzogen. Anfangs freilich hatte sich der Lombardenbund noch weiter ausdehnen und festigen können. Als gemeinsame Zwingburg gegen Kaiser und

Reich war schon 1168 zwischen Tortona und Asti eine neue Festung gegründet, deren Namen Alessandria zugleich Sinnbild der engen Verbindung mit dem römischen Papst war. Versuche Friedrichs, durch ernstliche Friedensunterhandlungen mit der Kurie, bei denen sogar der Verzicht auf das Gegenpapsttum erwogen zu sein scheint, die lombardischen Rebellen zu isolieren, führten noch nicht zum Ziel, zeigten aber, daß der Kaiser statt der bloßen Gewalt mit feineren Mitteln zu arbeiten begann. Und auch innerhalb des Lombardenbundes boten sich einer geschickten Spaltungspolitik bald günstige Aussichten; denn die natürlichen Bedingungen der Lage drängten bereits wieder auf ein Übergewicht des neu erbauten Mailand hin, so daß sich die alte Gegnerschaft von Cremona, das formell noch an der Spitze des Bundes stand, regte. Überdies war Venedig damals durch kriegerische Verwicklungen mit dem griechischen Kaiser von den Interessen des Bundes abgedrängt.

Noch stärkere Ansatzpunkte für eine Wiederaufnahme der Reichspolitik bot Mittelitalien, wo ja die Städte in dem Selbstständigkeitsstreben viel weiter zurückstanden und eine starke Erschütterung der freilich auch nie so straff geübten kaiserlichen Herrschaft gar nicht eingetreten war. Seit Beginn der siebziger Jahre griff Christian von Mainz als Reichslegat in die Parteikämpfe der toskanischen Städte friedensvermittelnd ein und erzielte noch größere Erfolge für das Reich in dem Herzogtum Spoleto, der Mark Ancona und der östlichen Romagna. Auch Teile des Kirchenstaates blieben die ganze Zeit hindurch von den Kaiserlichen besetzt, und in Rom selbst konnten sich die Gegenpäpste noch länger behaupten.

Vor allem aber gelang dem geschickten Hausmachtstreben Friedrichs ein Erfolg, der geeignet war, seine Italienpolitik auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. Der römischen Seuche war auch der junge Herzog Welf zum Opfer gefallen. Das Geldbedürfnis des verschwenderischen

Vaters nutzte jetzt der Kaiser aus, um ihm jene Rechte auf Tuszien, Spoleto, Sardinien, Korsika und die mathildischen Güter gegen eine metallene Entschädigung abzukaufen (etwa 1173 bis 1174?), wie er später (1179) in ähnlicher Weise auch die schwäbischen Eigengüter von ihm erwarb.

Soweit es sich um die Amtslehen der tuszischen Markgrafschaft handelte, war der wirkliche Wert nicht mehr allzu groß gewesen. Dagegen begann das mathildische Gut nunmehr in der Italienpolitik eine geradezu beherrschende Rolle zu spielen. Der Kaiser gewann dadurch nicht nur in Mittelitalien, sondern auch in der Lombardei eine neue Machtquelle, die ihm vielleicht genügend Stützpunkte in Reichsitalien bot, um seine Forderungen den Lombarden gegenüber herabzumindern. Andererseits erwachten freilich nun wieder die päpstlichen Ansprüche auf das Gut, die gegenüber dem Welfen zurückgestellt waren, und bildeten hinfort einen weiteren wichtigen Streitpunkt im kirchenpolitischen Kampfe. Vielleicht stand der durch Zurückhaltung der Fürsten nur mit ungenügender Truppenzahl unternommene Seereszug nach Italien auch mit jener neuen Aussicht in Zusammenhang.

Friedrich versuchte zunächst noch durch kriegerische Erfolge die Lombarden mürbe zu machen. Aber als sich die Wucht seines Ansturms an den Wällen des verhassten Alessandria brach, zeigte er nicht mehr die frühere Starrheit, sondern erwies sich, indem er wohl schon jene neue Machtbasis in Rechnung stellte, zu weitgehendem Entgegenkommen bereit. Und die Lombarden, vor sich den im Felde noch unbesiegten Kaiser, im Rücken den von der Romagna her vordringenden Erzbischof von Mainz, einigten sich mit ihm im Vertrage von Montebello (1175). Er war der Form nach eine Unterwerfung der Lombarden unter die Gnade des Kaisers, dem Wesen nach eine Einigung auf schiedsgerichtlichen Austrag der gegensätzlichen Forderungen.

gen durch Wahrspruch der Cremoneser Konsuln, beiderseits unter so bindenden Verpflichtungen, daß die Abmachung nicht nur als ein Waffenstillstand, sondern als der Friede selbst betrachtet werden durfte und hier wie dort die Streitmacht sich auflöste. Mit diesem Ausgleich, der die Hoheitsansprüche des Reiches unter Preisgabe des direkten Beamtenregiments auf den Stand unter Heinrich V., aber nicht erst der folgenden Verfallszeit, zurückführen wollte, konnte Friedrich um so mehr zufrieden sein, als er ihm die ursprünglich geforderte Anerkennung Alexanders nicht mehr zumutete, auch die Erhaltung der nach jenem benannten Bundesfestung nicht verbürgte. Eben deshalb stieß aber der Vertrag nachträglich bei den Lombarden auf heftigen Widerstand, und als die von dem truppenentblößten Kaiser erpreßte Zuziehung päpstlicher Unterhändler nicht zum Ziele führte, brach auf die Verkündung des Spruches hin eine von den Bischöfen geschürte Volksbewegung in der Lombardei los und führte zur eidbrüchigen Verletzung des Vertrages.

Wenn sich nun auch für Friedrich politisch die Lage nicht ganz ungünstig gestaltete, weil das durch die Nichtbeachtung seines Spruches beleidigte Cremona mehr und mehr auf seine Seite rückte, so geriet er militärisch durch seine geringe Truppenzahl in bedenkliche Gefahr. Ein Glück noch, daß ihm der Anschluß von Como wichtige Alpenpässe zur Heranziehung weiterer deutscher Hilfskräfte öffnete, auf die er nun mehr als je angewiesen war. Da hat sich in diesem entscheidenden Augenblick dem Kaiser zum erstenmal enthüllt, welcher Schaden dem Reiche aus der immer eigenwilligeren Abspaltung der Welfenmacht erwuchs.

Es soll im nächsten Abschnitt dieses Buches im Zusammenhang gezeigt werden, welche politischen Wege inzwischen Heinrich der Löwe gewandelt war, und warum sie ihn immer weiter von denen seines kaiserlichen Veters

ablenkten. Die persönliche Zusammenkunft, die, wie ich noch immer nicht bezweifle, im Februar 1176 zu Chiavenna stattgefunden hat, konnte die Klust, die sich aufgegan hatte, nur erweitern.

Schwerlich konnte der Kaiser bei den damaligen Verfassungsverhältnissen, da nämlich die neue Seerfahrt kaum als eine beschworene zu erachten war, einen Rechtsanspruch auf kriegerischen Zuzug des Herzogs geltend machen, und die politischen Machtverhältnisse hätten ja auch jeglichen Zwang ausgeschlossen. Doch konnte die Notlage des kaiserlichen Lehnsherrn, der nach den Berichten der Chronisten demütiger, als es seiner Würde geziemte, den Vetter um Hilfe angefleht haben soll, wohl die Männtreue verpflichten, und die Erinnerung an ihr bisheriges Verhältnis einen moralischen Druck ausüben. Indessen die einer Erpressung nicht unähnliche Forderung der wegen ihrer strategischen Lage und ihrer Silberminen besonders wichtigen Reichsstadt Goslar, deren Vogteirechte Heinrich anscheinend schon einmal besessen hatte, zu erfüllen, hielt Friedrich für unangemessen und mit seinem Ansehen unvereinbar; zornig brach er die Verhandlungen ab. Er nahm für die Zukunft die wertvolle Erkenntnis mit sich fort, daß eine Fortsetzung des bisherigen deutschen Gleichgewichtssystems bei solcher Haltung des Vasallen auf die Dauer untunlich und dessen Macht nach Möglichkeit einzudämmen sei.

Für die lombardischen Kämpfe ist dies Versagen entscheidend geworden. Denn die deutschen Hilfskräfte, die der Kaiser persönlich in kühnem Zuge zur Vereinigung mit seinen bei Pavia lagernden Truppen führen wollte, waren zu schwach, um den weit überlegenen Scharen der Mailänder, die ihnen bei Legnano entgegentraten, Herr zu werden. Nur unter bedeutenden Verlusten konnte Friedrich sein Ziel erreichen. Diese erste Niederlage im offenen Felde hätte an sich noch keine endgültige Entscheidung be-

deutet; aber sie brachte dem Kaiser die Einsicht, daß er mit seinen geringen Truppen den Gegner gewaltsam nicht niederzwingen würde, und verwies ihn auf den Weg der Diplomatie. Als ein zweiter Versuch, mit den Lombarden einen für sie noch weit günstigeren Sonderfrieden abzuschließen, wiederum in Rücksicht auf den Papst abgelehnt wurde, hat der Kaiser in überraschender Schwenkung Verhandlungen mit Alexander III. eröffnet und ihn in der Tat zu dem vorläufigen Sonderabkommen von Anagni (November 1176) vermocht.

Friedrichs Lage war damals keineswegs günstig; um so höher sind seine diplomatischen Erfolge anzuschlagen, für die ihm in deutschen Prälaten wie Wichmann von Magdeburg und Christian von Mainz wertvolle Unterhändler zur Verfügung standen. Das Beste aber hat nachher der Kaiser ganz persönlich durchgesetzt, der im geeigneten Augenblick in den Gang der Verhandlungen eingriff. Der Entschluß, seinen Würzburger Eid zu brechen und den Gegenpapst fallen zu lassen, ist seiner geraden und stolzen Natur offenbar überaus schwer geworden, zumal er empfand, daß eben durch diese Preisgabe der Friede nach außen hin den Stempel einer kaiserlichen Niederlage erhalten würde. Um so mehr sachliche Zugeständnisse glaubte er verlangen zu dürfen, und da kam ihm das starke Friedensbedürfnis der Kurie zugute. Schisma und Kampf hatten in ihrer langen Dauer die Kirche samt ihrem Besitz völlig zerrüttet, ihre Finanzen zunichte gemacht, die Bande des Gehorsams nicht nur, sondern auch des Glaubens bedenklich gelockert. Alexander III., in allem Grundsätzlichen noch immer unerschütterlich, aber ein Greis geworden und körperlich zermürbt, ersehnte nichts mehr, als die so rühmlich verfochtene Selbständigkeit des Papsttums noch selbst in den Frieden hinüberzuretten.

So trugen die Vereinbarungen von Anagni den Charakter des Kompromisses: Gegenseitige Anerkennung mit

Lösung aus Bann und Acht; fast durchgängige Preisgabe der Schismatiker Italiens, dafür in Deutschland an sie die erheblichsten Zugeständnisse, die Friedrichs Verbindung mit der deutschen Kirche unerschüttert ließen. Einseitiger zunächst die Regelung der kurialen Besitzansprüche in Italien: Aufgabe der Reichshoheit über den römischen Kirchenstaat, Rückführung des päpstlichen Besitzes auf den Stand unter Innozenz II. und Anerkennung der kirchlichen Ansprüche auf das mathildische Gut — eben dies letztere für Friedrich, der es zur neuen Machtbasis in Italien brauchte, im Grunde unannehmbar und nur einstweilen zugestanden, um das Friedenswerk zunächst einmal in Gang zu bringen. Denn daß die an seinem Abschluß nun lebhaft interessierte Kurie ihre Vermittlung einlegte, um auf einem in Oberitalien abzuhaltenden Friedenskongreß dem Kaiser auch zum Frieden mit Sizilien und den Lombarden zu verhelfen, mußte er jetzt als vorteilhaft betrachten. In der Zwischenzeit nutzte er die Mißstimmung, die unter den Lombarden über das einseitige Vorgehen der Kurie herrschte, geschickt, um die Spaltung im Bund zu erweitern.

Als in den Verhandlungen, die dann wieder unter Teilnahme der Kurie und sizilischer Gesandten einsetzten, an den gesteigerten Forderungen des Kaisers die Einigung scheiterte, machte der Papst den Vorschlag, an Stelle des Friedens zunächst einen sechsjährigen Waffenstillstand mit den Lombarden, einen fünfzehnjährigen mit Sizilien treten zu lassen. Obwohl das für Friedrich, der allerdings wohl auf unmittelbare lombardische Zahlungen gerechnet hatte, nicht unbedingt ungünstig war, verhielt er sich ablehnend, gab aber dann in geschickter Taktik ganz persönlich und heimlich seine Bereitwilligkeit zu erkennen, falls der Papst dafür seinerseits ein Zugeständnis machen wolle: das mathildische Gut solle, offenbar als Ersatz für jene Ausfälle, während der Dauer der Waffenstillstände der kaiserlichen Nutznießung zustehen und auch weiter in seiner Hand ver-

bleiben, bis eine Rechtsentscheidung darüber getroffen sei. Man erkennt hier deutlich Friedrichs Absicht, sich mit der Selbstverwaltung der Lombarden nur für den Fall abzufinden, daß ihm das mathildische Gut anderweitige Stützpunkte für die Reichsherrschaft böte. Erstaunlicherweise hat da Alexander dem Frieden zuliebe nachgegeben und so dem zähen und geschickten Gegner zu einem höchst wertvollen, die weitere Entwicklung geradezu bestimmenden diplomatischen Erfolge verholfen.

Die eindrucksvolle Szene beim endgültigen Abschluß des Friedens von Venedig (1177), die den stolzen Kaiser zu den Füßen des thronenden Papstes zeigte, hat sich der Mit- und Nachwelt tief eingepreßt. In kirchlicher Hinsicht durfte sie als ein Triumph des unabhängigen Papsttums gelten, das in langem, mühevолlem Ringen die Feuerprobe seiner Freiheit siegreich bestanden hatte. Gätte sich Friedrich noch, wie zu den Zeiten Rainalds, in den Bahnen einer Prestigepolitik bewegt, so würde er diesen äußeren Schein einer vollen Niederlage schwerlich auf sich genommen haben; inzwischen aber hatte er gelernt, das Notwendige zur Erreichung seiner Ziele schärfer zu umgrenzen. Zu ihnen aber hatte zwar die Zurückweisung päpstlicher Übergriffe in seinen Machtkreis, die Abhängigkeit der Kurie aber nur insofern gehört, als man einen erklärten Reichsfeind auf dem päpstlichen Stuhle nicht hatte dulden wollen. Denn der eigentliche Gegenstand des langen Streites war ja die Herrschaft über Italien gewesen. Da sich nun Friedrich darüber mit dem Papste auf einer Linie geeinigt hatte, die ihm noch immer hinreichende Zukunftsmöglichkeiten bot, und die Gegnerschaft Siziliens auf fünfzehn Jahre, d. h. auf absehbare Zeit ausschloß, so brauchte Alexander III. auch nicht mehr als Reichsfeind zu gelten, und seiner Anerkennung stand, wenn man sich einmal entschloß, den Gegenpapst fallen zu lassen, nichts mehr im Wege.

In der That war Alexander von der kaiserlichen Hilfe weitgehend abhängig. Mit Reichstruppen führte ihn Christian von Mainz nach Rom zurück, und wenn er dort auch auf dem dritten lateranischen Konzil die Vertreter der neugeeinigten lateinischen Christenheit um sich scharen und den erschütterten Bau der Kirche durch bedeutsame Beschlüsse, insonderheit durch eine neue Sicherung der Papstwahl gegen alle fremden Einflüsse, festigen konnte, so gestalteten sich die weltlichen Machtverhältnisse immer ungünstiger, die Besitzstreitigkeiten mit dem Kaiser kamen keinen Schritt vorwärts, die Beziehungen zu ihm waren voll Spannung und Argwohn. Als Alexander III. 1181 starb, konnte er nicht mit der gleichen Befriedigung, mit der er auf den dornenreichen, aber ehrenvollen Kampf seines Lebens zurückblickte, auch in die Zukunft schauen. Und als nun an seiner Stelle der milde und friedfertige Lucius III., seit langem ein besonderer Vertrauensmann Friedrichs, zum Papst gewählt wurde, da hat dieser im Grunde das erreicht, was er beim Ausbruch des Schismas begehrt hatte: ein Papsttum, das ihm beim Ausbau seiner italienischen Machtstellung nicht hindernd in den Weg trat. Diesen Ausbau führte er nun auf neuer Grundlage in den achtziger Jahren in einem Umfange durch, daß darüber die theoretisch neu erkämpfte Selbständigkeit des Papstes praktisch vernichtet zu werden drohte.

Zunächst ließ dem Kaiser der lombardische Waffenstillstand Zeit genug, um das unhaltbar gewordene Verhältnis zu dem welfischen Vetter zu bereinigen. Als er über Burgund, wo er seine Hoheitsrechte kräftig wahrnahm und sich in Arles die Krone aufs Haupt setzen ließ (1178), nach Deutschland zurückkehrte, war er entschlossen, die allzuweit ausgreifende Macht des Herzogs, dessen kirchliche Interessen er schon in den Verhandlungen mit der Kurie nicht mehr vertreten hatte, nach Möglichkeit einzudämmen, die bisherige Einmischung in die deutschen

Streitigkeiten zu seinen Gunsten künftighin zu unterlassen, vielmehr mit seinen Gegnern in Nord- und Mitteldeutschland enge Fühlung zu halten und ihren Beschwerden wohlwollendes Gehör zu leihen. Wenn er in den Kämpfen, die sich in Sachsen neu entsponnen hatten, jetzt noch einmal Waffenruhe gebot, so entsprang das nur dem Entschlusse, Heinrich nicht durch Landfriedensbruch, sondern durch ein geordnetes Gerichtsverfahren in die Schranken des Rechts zu zwingen.

Daß das zu einem Kampfe auf Leben und Tod führen konnte, hat sich Friedrich natürlich von vornherein klargemacht und auf jeden Fall seine Politik daraufhin eingerichtet. Alles hing von dem Verhalten des Herzogs ab.

Wie da Stolz und Machtüberschätzung mit der Einsicht zusammenwirkten, daß es um das Werk seines Lebens, die mit alten und neuen Mitteln erstrebte und erreichte Stärkung und Ausdehnung der Herzogsgewalt, in der Tat geschehen sei, wenn die territorialen Mittelgewalten, die ihr widerstrebten, nicht mehr durch Furcht im Zaum gehalten wurden, sondern an dem Kaiser Rückendeckung fanden, wie Heinrich dadurch zu offenem Trotz gegen das Schritt um Schritt sich vollziehende Rechtsverfahren getrieben wurde, das nach der Achtung und Aberkennung aller Reichslehen schließlich (Juni 1180) die volle Ehr- und Rechtlosigkeit mit dem Verluste auch aller Eigengüter über ihn verhängte, dafür sei hier wieder auf den folgenden Abschnitt verwiesen.

Was Friedrich betrifft, so ist die bedächtige, rechtlich unanfechtbare Sicherheit seines Vorgehens ebenso bewunderungswürdig, wie sein Geschick in der Beherrschung der öffentlichen Meinung und die kluge Ausnutzung der fürstlichen Machtwünsche gegen die herzogliche Obergewalt. Bald nach der Verkündung des Spruches im Lehensverfahren führte die Neuverfügung über die Reichslehen, durch die Friedrich der damals wohl schon herrschenden

Rechtsvorstellung vom Leihzwang des Königs nachkam, aber auch seinen Helfern im voraus den Preis zahlte, den Prozeß der Stammeszerschlagung zum Abschluß. Der Kölner und Paderborner Sprengel wurde von Sachsen abgetrennt und als Herzogtum Westfalen dem Erzbischof Philipp von Köln verliehen, der dadurch eine nicht unbedenkliche Machtsteigerung erfuhr. Eine Fülle kleinerer Territorialgewalten Norddeutschlands trat unmittelbar unter das Reich, so daß der an das askanische Haus übertragenen sächsischen Herzogsgewalt nur ein enger Spielraum verblieb, wie auch von Bayern erst ein neues Herzogtum Steiermark abgetrennt wurde, ehe Friedrich mit dem Rest seinen getreuen Helfer Otto von Wittelsbach belehnte.

So war das Interesse der Fürsten doppelt mit dem des Kaisers verkettet, als dieser selbst an der Spitze eines stattlichen Reichsheeres zur Vollstreckung der Acht in Sachsen einmarschierte. Der nahezu allgemeine Abfall seiner Anhänger zwang Heinrich am Ende, die Gnade des kaiserlichen Vatters anzusehen. Nur mit Mühe erlangte dieser von den Fürsten, denen gegenüber er sich eidlich gebunden hatte, insofern eine Milderung ihres Gerichtsspruches, als die braunschweigisch-lüneburgischen Hausgüter dem Welfen belassen wurden. Doch verpflichtete man ihn zu einer mindestens dreijährigen Verbannung, aus der er nur mit kaiserlicher Erlaubnis sollte zurückkehren dürfen. Er wandte sich mit den Seinen in die Normandie an den Hof seines Schwiegervaters König Heinrich II.

Diese Mattsetzung des weitgefürchteten und zum äußersten entschlossenen Herzogs durch juristische, politische und strategische Schachzüge ohne ernstlichen Kampf muß als eine Meisterleistung ersten Ranges bezeichnet werden. Dem Starrsinn des Herzogs gegenüber erscheint Friedrich, der den völlig ins Unrecht gesetzten Gegner nach außen und

innen durch diplomatische Verbindungen und geschickteste Behandlung seiner Anhänger zu isolieren verstand, als der weitaus Überlegene. Wenn wir lesen, wie er dem Lübischen Bischof, der als Unterhändler der feindlichen Bürgerschaft zu ihm ins Lager gekommen war, seinen eigenen Arzt in die Stadt nachsandte, um ihn von einem Fieber zu heilen, so können wir erwägen, wieviel er in der Behandlung seiner Gegner gelernt hatte, seitdem er die gefangenen Cremasken an seine Belagerungsmaschinen gebunden und in seine Hand gefallene vornehme Mailänder verstrümmelt hatte. So hat er im Bunde mit den fürstlichen Mittelgewalten, die Helfer und Nutznießer waren, sein Ziel in vollem Umfange erreicht.

Wenn man auch heute diesen Verlauf nur mit gemischten Gefühlen betrachten kann und immer wieder bedauern muß, daß diese starke Vormacht des Ostens sich nicht mit der Reichsgewalt decken konnte, sondern mit ihr in unheilbaren Zwiespalt geriet, so würde doch die Vorstellung, als ob damit universale Bestrebungen den Sieg errungen hätten über eine kleindeutsch-nationale Politik, den Dingen Gewalt antun. Warum aber hat Friedrich an die Stelle des zerschmetterten Stammesherzogtums nun nicht wenigstens die Reichsmacht gesetzt, um dann mit vollen Segeln selbst in die Bahnen von Heinrichs nordöstlich gerichteter Politik zu steuern? Das wäre nach Lage der Dinge doch völlig untunlich gewesen. So stark war Friedrichs Königsmacht gegenüber den Fürsten wahrlich nicht, daß er sich nach dem Sturze des Welfen sofort gegen seine eigenen Bundesgenossen, die mittleren Territorialgewalten, hätte wenden und sie um den eben erst verliehenen Lohn hätte bringen können, den er ihrer Mithilfe doch wesentlich verdankte. In der innerdeutschen Politik hat er stets einen vorsichtigen Mittelweg innegehalten. So erfolgreich er auf der einen Seite den Ausbau des Reichsgutbesitzes und der staufischen Hausmacht betrieb, der als Gegenge-

wicht gegen das Emporwachsen der fürstlichen Geschlechter bestimmt war, so hat er andererseits doch auch der territorialen Entwicklung Zugeständnisse machen müssen, die in Ausnahmefällen, wo es sich um Entschädigung für anderweitigen Verzicht, wie bei Oesterreich (1156), um Bestätigung von wirklich oder angeblich Gewordenem, wie bei Würzburg (1168), um Belohnung für wertvolle Dienste, wie bei Köln-Westfalen handelte, die Entwicklung zur künftigen Landeshoheit vornehmlich in gerichtlicher Hinsicht gefördert haben. Welche der beiden Waagschalen sich auf die Dauer zu ungunsten der andern senken würde, war während Friedrichs Regierung noch keineswegs entschieden. Denn daß ihr Verhältnis zueinander bis zu seinem Tode für die Zukunft der deutschen Zentralgewalt schlechter gestanden hätte, als in seinen Anfängen oder unter dem Vorgänger Konrad III., wird man schwerlich behaupten wollen.

So gefährlich die Vielheit der Territorien, die nach dem Sturze Heinrichs des Löwen unmittelbar unter das Reich trat, dem Königtum späterhin auch werden sollte, vorderhand durfte sich Friedrich mit Recht zutrauen, eher mit ihnen fertig zu werden, als mit der umfassenden, unachgiebigen Welfenmacht. Wenn er sich den hier erwachsenden Aufgaben nicht so, wie es nötig gewesen wäre, hat widmen können und sich nach Belehnung des Pommernherzogs und Begünstigung Lübecks bald von den Grenzgebieten des Nordostens wieder abwandte, so haben ihn da sicherlich die aus seiner Weltpolitik herrührenden Sündel, in die er im Süden verstrickt war, gehemmt. Noch war ja ein endgültiger Friede mit den Lombarden nicht geschlossen.

Einen neuen Waffengang zu wagen, waren sie freilich, als der Stillstand seinem Ende entgegenging, dem geeinten Deutschland gegenüber nicht in der Lage. So eröffneten sie Unterhandlungen, die bald zum Abschluß

führten. Der Konstanzer Friede von 1183 suchte die Anerkennung des Lombardenbundes, sowie der Selbstverwaltung und des Besitzstandes seiner Mitglieder zu vereinigen mit der kaiserlichen Oberhoheit und einer Nutzbarmachung der Bundeskräfte für anderweitige Befestigung der italischen Reichsherrschaft. Die strittigen Regalien wurden den Städten innerhalb ihrer Mauern völlig überlassen, in ihrem Gebiete jedoch nur, wenn sie nicht durch Schiedsgericht als kaiserliche Rechte erwiesen wurden. Immerhin war auch dann die Möglichkeit ihrer Ablösung durch jährliche Entrichtung einer Pauschalsumme vorgesehen, wie auch eine erhebliche einmalige Zahlung für den Frieden den Reichsfinanzen zugute kam. Wurde die freie Wahl der Konsuln jetzt in der Tat zugebilligt, so war andererseits der kaiserliche Rechtsstandpunkt durch den Vorbehalt ihrer Investitur, den Untertaneneid der Bürger, die für wichtigere Gerichtsfachen behauptete kaiserliche Berufungsinstanz und die vorgesehene Heersteuer des *fodrum* zum mindesten grundsätzlich in höherem Maße gewahrt, als die Lombarden gewünscht hatten, die sich überdies verpflichten mußten, dem Kaiser bei der Erhaltung und Wiedergewinnung seiner Rechte und Besitzungen in der Lombardei tatkräftige Hilfe zu leisten.

Die Bundesfestung Alessandria aber hatte sich kurz zuvor der Gnade Friedrichs unterworfen und schützte als neugegründete kaiserliche Feste *Caesarea* künftig das Reichsgebiet in der westlichen Lombardei.

Das Gesamturteil über diesen Vertrag, der den langen Kampf um Oberitalien vorläufig beendete, hat ähnlich zu lauten wie bei dem Frieden von Venedig. Wie der Papst, so konnten gewiß auch die lombardischen Bürgerschaften stolz darauf sein, ihre Selbstverwaltung gegen das zentralistische Beamtenregiment des Kaisers behauptet und damit auch ihrer freien Wirtschaftsentwicklung gedient zu haben. Aber wenn sich das Gewaltssystem Rainalds von



Miniatur aus dem Evangeliar
Heinrichs des Löwen



Miniatur Friedrich Barbarossas

Dassel als undurchführbar erwiesen hatte, so war damit über das Ziel einer neuen Beherrschung Reichsitaliens an sich noch nichts entschieden. Selbst innerhalb des lombardischen Bundesgebietes verblieben dem Kaiser Land haben genug, namentlich in den zerstreuten militärisch und wirtschaftlich wertvollen mathildischen Gütern, sowie in den zwischen den Städten immer aufs neue hervorbrechenden Rivalitäten, die einer geschickten Diplomatie Wege genug zur Einmischung eröffneten. Überdies standen im Westen und Osten Piemont und die Romagna dem Kaiser ganz anders als zu Beginn seiner Herrschaft zur Verfügung, und bald genug traten seine weiteren Pläne ans Licht, das Reichsbeamtenregiment, das er aus den Bundesgebieten hatte zurückziehen müssen, in anderen Formen durch Bildung größerer Verwaltungssprengel (Spoleto und der Mark Ancona) nun in den mittellitalischen Landschaften aufzurichten, ja, seine Hoffnungen sogar noch weiter nach dem Süden zu lenken. So durfte Friedrich auch seinerseits den Konstanzer Vertrag, wenn er auch eine Aufgabe überspannter Hoffnungen in sich schloß, doch als eine Grundlage für weiteren Aufstieg betrachten.

Eine niedergedrückte Stimmung war es gewiß nicht, die am nächsten Pfingstfeste (1184) die glänzende Festversammlung in Mainz erfüllte, wo mit der Schwertleite der beiden ältesten Söhne des Kaisers eine gewaltige Heerschau der deutschen Ritterschaft verbunden wurde. Friedrich empfand sich, obwohl er längst kein Jüngling mehr war, lebendiger denn je als Vertreter des in diesen Kreisen pulsierenden stolzen Kraftgefühls, stürzte sich noch als rüstiger Sechziger, dem Feldzüge und Schicksalswandlungen nichts anhaben können, in das Getümmel des veranstalteten Riesenturniers und bemerkte mit freudigem Anteil, wie hier unter westlichen Einflüssen und doch eigenständig eine hohe und feine Kultur emporwuchs, die bald in dichterrischen Meisterwerken ihren Ausdruck finden sollte. Sein

rich von Veldeke, dessen damaliger Händedruck mit dem Troubadour Guiot von Provins als ein Sinnbild für die willige Aufnahme der französischen Anregungen gelten konnte, sang von dem Staufer: „Dem Kaiser Friedrich ward so viel Ruhm zuteil, daß man davon immerfort Wunder sagen muß bis an den jüngsten Tag.“

Die Hauptfrage der nächsten Zukunft war, ob es gelingen würde, die neue Italienpolitik ohne einen zweiten Bruch mit der Kurie zur Durchführung zu bringen. Bei dem persönlichen Wohlwollen und Friedensbedürfnis des Papstes Lucius lagen die Aussichten dafür nicht ungünstig. Wenn gleichwohl eine Verständigung nicht erreicht wurde, so lag das daran, daß der Kaiser unweigerlich entschlossen war, die neue Hauptstütze seiner Machtstellung, das mathildische Gut, fest in seiner Hand zu behalten, zum mindesten die strategisch und wirtschaftlich wichtigsten Gebiete niemals herauszugeben, daß aber auf der andern Seite der greise Papst, der in dieser Frage vom Kaiser einst selbst in das Schiedsgericht gewählt war, in seinen Ausgleichswünschen durch eine starke Kardinalsgegnerschaft gehemmt wurde. So fand Friedrichs wiederholtes Anerbieten als Ersatz für die von der Kurie beanspruchten Besitzungen je ein Zehntel der gesamten italienischen Reichseinkünfte für Papst und Kardinäle jährlich unter starken Bürgschaften sicherzustellen, keine Annahme, weil sie tatsächlich die Abhängigkeit bedeutet hätte. Ebensowenig führte der Vorschlag zum Ziel, nach Feststellung der beiderseitigen Besitzrechte für die dem Reiche unentbehrlichen Punkte der Kirche durch Tausch anderweitigen Ersatz zu bieten. Tatsächlich war die Rechtslage vielfach undurchsichtig, die urkundlichen Belege kreuzten sich; der Kaiser aber, der die Güter einstweilen in der Hand hatte und ihre Einkünfte bezog, war in der vorteilhafteren Lage und konnte eher warten.

Immerhin lag auch ihm an einer Vereinigung der

Streitpunkte mit diesem maßvollen Papste. Eben war es im Erzbistum Trier zu einer Doppelwahl gekommen (1183). Der Kaiser hatte, im wesentlichen nach den Normen des Wormser Konkordats, dem Erwählten der einen Partei die Investitur erteilt, während der unterlegene Kandidat an die Kurie appellierte. Es ist für den Streit, der daraus erwuchs, zu beachten, daß das jüngste Laterankonzil von 1179 versucht hatte, die Grenzen des kirchlichen Rechts vorzurücken; denn bei ungesetzlichen Wahlen sollten die Kleriker ihr Wahlrecht einbüßen, das, wie stillschweigend zu folgern war, dann wohl dem Papste anheim zu fallen hatte. Wichtiger noch als die Ordnung dieser Angelegenheit war Friedrichs Wunsch, seinen Sohn König Heinrich schon zu seinen Lebzeiten zum Kaiser gekrönt zu sehen, um für den Fall seines Todes jede Störung der Gesamtherrschaft zu vermeiden. Dazu wollte er die Einwilligung des Papstes erlangen und ging daher auf dessen Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft ein.

In Verona hat im Herbst 1184 ein förmlicher Fürstenkongreß getagt. Kaiser und Papst für sich allein hätten dort den Ausgleich vielleicht gefunden, denn ihre persönlichen Beziehungen waren nach wie vor freundschaftlich. Friedrich kam Lucius III., der auch zur Herstellung der Ordnung in Rom ganz auf kaiserliche Hilfe angewiesen war, mehrfach entgegen, erklärte sich bereit, in der Bekämpfung ketzerischer Sekten die Reichsacht mit dem päpstlichen Banne zusammenwirken zu lassen, besprach den Plan eines neuen Kreuzzuges und räumte der auf englische Vermittlung zurückgehenden Verwendung des Papstes sogar die Heimkehr Heinrichs des Löwen nach Deutschland ein. Für die eigentlichen Streitpunkte aber, die Trierer Wahl und die Besitzfrage, hatte man eine Lösung — von seiten der Kurie vielleicht in absichtlicher Verschleppungstaktik — nicht gefunden, und die Kaiserkrönung Heinrichs VI. zu vollziehen, war Lucius selbst, wie es scheint, wohl ge-

neigt, vermochte das aber gegen den Widerstand der Kardinäle nicht durchzusetzen.

Man möchte annehmen, daß sich kurz nach dem Schluß der Veroneser Verhandlungen dieser Zwiespalt an der Kurie noch verschärfte, als sich die bedeutsame Kunde von der in Augsburg vollzogenen Verlobung des deutschen Thronfolgers mit der sizilianischen Prinzessin Konstanze verbreitete. Denn, wie unlängst auf Grund einer allerdings alleinstehenden Nachricht geltend gemacht ist, scheint dabei Lucius III. selbst, entweder aus Freundschaft für den Kaiser oder um der Befestigung des Friedens willen, vielleicht auch im Hinblick auf den erhofften Kreuzzug als Vermittler gewirkt zu haben, ohne vielleicht die für die Kurie darin schlummernde Gefahr voll zu würdigen, die jedoch das Kardinalskollegium in seiner Mehrheit schwerlich verkennen konnte. Es war ein Ereignis von grundlegender Bedeutung für die weitere Geschichte Europas, dessen Entstehung jedoch für uns noch heute in fast völliges Dunkel gehüllt ist.

Schon im Jahre 1173 hatte Friedrich um Bündnis und Heiratsverbindung mit dem sizilischen Königshause geworben. Damals, noch im Kampf mit dem Papsttum, war das abgelehnt, und bald König Heinrich II. erfolgreich an die Stelle getreten. Nach dem Frieden von Venedig hatten sich mit dem Waffenstillstand freundlichere Beziehungen angebahnt; König Wilhelm II. aber war auf den Wegen Robert Guiscards jüngst in eine auf den byzantinischen Balkan gerichtete Eroberungspolitik eingetreten, die ihm eine Rückendeckung durch engere Beziehung zu dem abendländischen Kaisertum willkommen machte. Wollte man nun nach der Sitte der Zeit dem Staatenbündnis durch eine Verwandtschaftsverbindung der Höfe sichtbaren Ausdruck geben, so kam, da die normannische Königsfamilie auf wenigen Augen stand, für den erst achtzehnjährigen deutschen Thronfolger nur die nachgeborene Tochter König

Rogers II. in Betracht, die für ihre nahezu dreißig Jahre durch einen bedeutsamen politischen Vorzug entschädigte: sie war die nächste Verwandte des nach mehrjähriger Ehe noch kinderlosen Königs, darum für den Fall seines Todes die Erbin des Reiches. Mochte ihr Nefte Wilhelm II., der mit ihr etwa gleichaltrig war und vielleicht noch auf eigene Nachkommenschaft hoffte, Konstanzes Erbaussichten, ebenso wie wohl auch der Papst, nicht allzugewichtig nehmen, so ist andererseits doch schwer ausdenkbar, daß ein Friedrich Barbarossa sie nicht sehr ernstlich sollte in Rechnung gestellt haben. Lief es doch ganz in der Linie seiner bisherigen Politik, daß er die Angliederung Siziliens an Reichsitalien, die durch kriegerische Gewalt ausgeschlossen erschien, nunmehr auf friedlichem Wege, wofern das Glück hold war, anstrebte. Eine Verbindung mit dem bestorganisierten Staat Europas, der durch Finanzkraft und Flottenwesen hervorragte, konnte gerade die am schmerzlichsten empfundenen Lücken in der Machtstellung des Reiches ausfüllen; sie erst vermochte die von Friedrich erstrebte Beherrschung Reichsitaliens wahrhaft zu sichern und mußte ihr auch schon in der lockeren Form eines politischen Bündnisses zugute kommen. Das waren Vorteile, die kein Staatsmann und am wenigsten Barbarossa, der die Eigenschaften eines sorgenden Haushalters und umsichtigen Territorialpolitikers stets mit weitblickenden universalen Berechnungen zu vereinigen verstand, hätte in den Wind schlagen mögen. So war diese Verlobung, auch wenn jene Aussichten von den Zufällen der Geburt und des Todes abhängig blieben, einer der glänzendsten Erfolge seiner Machtpolitik und wurde auch von den Zeitgenossen als solcher gewürdigt.

Wir Rückblickenden können freilich das Verhängnis, das vom nationalen Standpunkte aus für Deutschland in dieser neuen Planung verborgen war, erkennen. Es war doch sehr fraglich, ob eine dauernde Zusammenfassung

so verschieden gearteter und weitgetrennter Länder wie Norddeutschland und Sizilien überhaupt im Bereiche der Möglichkeit lag. Kam sie zustande, so mußte das Zentnergewicht, das damit auf die südländische Waagschale des Reiches gesetzt wurde, sie vollkommen zu Ungunsten Deutschlands herabdrücken, und zwar zu einem Zeitpunkte, wo ein zielbewußter Ausbau der deutschen Königsmacht gerade noch möglich gewesen wäre. Vor allem aber wurde dann das Papsttum, seines südlichen Rückhalts beraubt und vom Imperium rings umklammert, in seiner Bewegungsfreiheit gefährdet. Wir können nicht in die Seele des Papstes Lucius schauen, ob er bei der berichteten Mitwirkung in dieser Angelegenheit gehofft hatte, der Himmel werde die Kirche vor solcher Gefahr doch noch gnädig bewahren, ob er für den Ernstfall ein entscheidendes Eingreifen des päpstlichen Lehnsherrn für möglich hielt oder ob er, der dem Zisterzienserorden nahestand, gar ein unpolitischeres Papsttum für wünschenswert erachtete. Daß aber die Kardinalmehrheit von schwerer Sorge erfüllt war und unter dem Eindruck der letzten Ereignisse noch einen Versuch machen wollte, die anschwellende kaiserliche Übermacht zurückzudämmen, beweist doch wohl nach dem Tode Lucius III. (Ende 1185) ihre Wahl Urbans III. Denn dieser Sproß einer durch Friedrichs einstiges Vorgehen hart mitgenommenen Mailänder Familie, zuletzt selbst Erzbischof von Mailand, begabt, beredt und juristisch geschult, jedoch von sehr leidenschaftlichem Temperament, mußte den Kardinälen doch wohl als schroffer Gegner der kaiserlichen Politik und des deutschen Wesens überhaupt bekannt sein. Er hat denn auch noch einmal einen Strauß mit dem Kaiser gewagt, um freilich bald genug erfahren zu müssen, daß die Kurie dessen gefesteter Macht in keiner Weise mehr gewachsen war.

Mit dem erneuten Hinübergreifen Friedrichs über die Alpen (1184) hatte die letzte Phase seiner Italienpolitik

begonnen. Der Konstanzer Friede, der ein freundlicheres Zusammenwirken mit Mailand anbahnte, und die neue Stützung auf die mathildischen Güter, die zur Eintreibung zweier entfremdeter Besitzungen von dem bisher verbündeten, aber allzu mächtig gewordenen Cremona führte, brachten eine Umkehrung der früheren Parteiverhältnisse. Eben in den Mauern des reich privilegierten Mailand, das nun mit der Masse des Lombardenbundes hinter dem Kaiser stand, wurde im Januar 1186 die Vermählung König Heinrichs VI. mit der sizilischen Konstanze prunkvoll gefeiert, und seine Krönung durch den Patriarchen von Aquileja schien über die Bedeutung einer bloßen Festkrönung hinauszugehen und die Übernahme der italienischen Herrschaft zu versinnbildlichen. Schob man dabei einen Rechtsanspruch des Mailänder Erzbischofs beiseite, so scheint die nach spätantiken und byzantinischem Vorbild vorgenommene Benennung Heinrichs als „Caesar“, von der zeitgenössische Chronisten berichten, anzudeuten, daß der Thronfolger auch ohne Rücksicht auf die in Aussicht genommene päpstliche Kaiserkrönung schon jetzt in vollem Umfang als Mitregent und Vertreter seines kaiserlichen Vaters gelten sollte. Papst und Erzbischof aber waren damals ein und dieselbe Person.

Schon im Konstanzer Frieden war ja die eidliche Verpflichtung der Bundesstädte zum Schutze der kaiserlichen Besitzungen und Rechte in der Lombardei vorgesehen. In der Abmachung mit Mailand wurde sie auf die Mark Treviso und die Romagna ausgedehnt und mit besonderem Nachdruck auf die mathildischen Güter bezogen. Man sieht, welchen Wert der Kaiser neben der Festigung seiner Hoheitsrechte auf die neue Territorialpolitik legte. Diesem Ziele ging er denn auch in Mittelitalien nach. Aber dort hat er darüber hinaus die letzthin, namentlich seit dem Tode Christians von Mainz (1183), durch das Ausgreifen der Städte ins Wanken geratene Reichsherrschaft seit

1188 neu und fester als vorher zu begründen verstanden, indem die Organisation größerer Verwaltungssprengel, die von deutschen Edelherrn und Dienstmannen als Amtsherzögen und Amtsmarkgrafen geleitet wurden, jetzt ihre Ausdehnung über ganz Mittelitalien fand, indem namentlich Tuszien, wo man die auf Reichskosten allzu sehr ausgedehnte Selbstherrlichkeit der zu einem Bunde zusammengeschlossenen Binnenstädte räumlich auf engen Umkreis beschränkte und die Befugnisse der feudalen, auch bischöflichen Gewalten erweiterte, diesem System nun erst voll angegliedert, die ganzen Lande aber durch Burgenbesatzungen planvoll beherrscht wurden. Zwischen diesen neu gefesteten Reichsgebieten und dem Kirchenstaat waren die Grenzen keineswegs allenthalben unanfechtbar.

Man braucht den baldigen Abbruch der von Papst Urban III. zunächst wieder eröffneten Verhandlungen nicht lediglich aus dessen Haß und Leidenschaft herzuleiten; Grund zu schweren Befürchtungen war für die Kurie reichlich vorhanden. Aber die Art, wie er sich jählings in den Kampf stürzte, verriet denn doch einen bedenklichen Mangel an Augenmaß. Den unmittelbaren Anlaß zum Streit gab er dadurch, daß er — vielleicht im Einklang mit der Rechtsfortbildung des letzten Laterankonzils, aber jedenfalls in offener Mißachtung der konkordatmäßigen Rechte des Kaisers und seiner eignen anfänglichen Zusagen — den Trierer Gegenkandidaten anerkannte und ohne vorherige Regalienbelehnung zum Erzbischof weihte. Auf diese Kriegserklärung hin ließ Friedrich alle Rücksichten fahren und befahl König Heinrich, über Tuszien in den Kirchenstaat einzumarschieren, der denn auch unter mancherlei Verheerungen größtenteils erobert und besetzt gehalten wurde. Auch die Höhe über Rom wurde erneut zur Geltung gebracht.

Der Papst war damals noch in Verona zurückgeblieben. Bald sah er sich dort durch kaiserliche Sperrmaßnahmen

nahezu eingeschlossen und in seinem Einfluß auf Italien lahmgelegt. Das enttäuschte und von der Reichsacht bedrohte Cremona vermochte er nicht vor demütiger Unterwerfung zu retten. Seine Hoffnungen richteten sich über die Alpen. Um die Bande zwischen Friedrich und der deutschen Kirche zu lockern, erhob er eine Reihe von Beschwerden, die weithin Anklang bei dem hohen Klerus finden mußten: so über die scharfe und tatsächlich als lästig empfundene Handhabung des königlichen Spolien- und Regalienrechtes und über die vielbeklagten Eingriffe der Laienvögte in die Kirchengüter.

Ist das auch nicht ganz ohne Eindruck geblieben, so entstand eine wirkliche Gefahr für das Reich doch erst durch den Abfall des mächtigsten geistlich-weltlichen Reichsfürsten, des Erzbischofs Philipp von Köln. Seit der Ausstattung mit dem westfälischen Herzogtum war dieser noch vor kurzem ergebene Helfer des Kaisers als stärkster norddeutscher Machthaber gewissermaßen in die Stellung Heinrichs des Löwen eingerückt und mehr und mehr in den territorialen Interessen seines Erzstifts aufgegangen, die in vielfachem Widerstreit mit denen des Reiches standen und durch Beziehungen zu Frankreich, England und Heinrich dem Löwen schwere Verwicklungen heraufbeschwören konnten. Die Haltung des jungen Dänenkönigs Knut, der die Lehnshuldigung verweigerte und bald die ganzen Küstenlande von Dithmarschen bis Pommern für sich beanspruchte, hat dem Reiche in der That verhängnisvolle Verluste gebracht. Wenn aber der eiligst von Italien zurückkehrende Kaiser wegen der deutschen Kirche Besorgnisse hegen mochte, so trug ihm der Reichstag von Gelnhausen (1186) einen seiner glänzendsten Triumphe ein. Die überwältigende Mehrheit der deutschen Bischöfe scharte sich mitsamt den weltlichen Fürsten um den greisen Herrscher, billigte seine überzeugenden Darlegungen und mahnte den Papst durch ein Sendschreiben nachdrücklich zum Nach-

geben und Frieden. Je aufrichtiger die kirchliche Gesinnung der Versammelten, je maßvoller ihre Sprache, desto vernichtender die moralische Niederlage der Kurie! Urban hat sie nicht lange überlebt. Durch seine Ohnmacht und wohl auch den Druck der gründlich umgestimmten Kardinalsmehrheit zum Einlenken gezwungen, aber bis zuletzt von widerstreitenden Gefühlen zerrissen und persönlich anscheinend zum Äußersten, zur Bannung Friedrichs, geneigt, ist er kaum ein Jahr nach dem Gelnhausener Tage auf dem Wege nach dem gesicherteren Venedig in Ferrara gestorben (1187).

Und nun trat zu der Überzeugung von der Notwendigkeit eines Ausgleichs mit dem kaiserlichen Hofe die Rücksicht auf die orientalischen Verhältnisse, die den Fall des vom Sultan Saladin bedrohten Jerusalem von Tag zu Tage erwarten ließen, und forderte auch ihrerseits gebieterisch die Eintracht zwischen den Häuptern der Christenheit. Von den beiden kaiserfreundlichen Männern, die unter solchen Eindrücken kurz nacheinander zu Päpsten erhoben wurden, hat Gregor VIII. das noch unter Urban eingeleitete Friedenswerk fortgeführt, Klemens III. es vollendet. Es bedeutete einen Sieg Friedrichs auf der ganzen Linie. Die Anordnung einer vollkommenen Neuwahl in Trier entsprach einem von ihm selbst gemachten Vorschlage; die Kaiserkrönung Heinrichs wurde jetzt in sichere Aussicht gestellt, wogegen Friedrich die Rückkehr des Papstes nach Rom ermöglichte und die Herausgabe des Kirchenstaates, jedoch unter dem jederzeit Eingriffe ermöglichenden Vorbehalt etwaiger Reichsrechte, zusagte. Über eine Regelung der sonstigen Territorialstreitigkeiten erfahren wir nichts. Die Rechtsfrage ist schwerlich endgültig entschieden worden, was für den Kaiser Fortdauer des Besitzes bedeutete. Endlich sah er sich so an dem Ziele, um das er jahrzehntelang gerungen hatte! Die Zugeständnisse des Konstanzer Friedens hatten nicht verhindert, vielmehr

die Kräfte des Lombardenbundes hatten wesentlich dazu mitgewirkt, daß Reichsitalien völlig unter dem Drucke seiner Herrschaft lag, dem sich auch das Papsttum wohl oder übel fügen mußte.

Wie hätte angesichts dieser schon seit Ende 1187 klar zu überschauenden Entwicklung der Kölner Erzbischof weiteren Widerstand wagen sollen? Vom Kaiser durch kluge Schachzüge völlig isoliert und durch ein Rechtsverfahren mit dem Schicksal Heinrichs des Löwen bedroht, sicherte er sich noch in letzter Stunde durch Unterwerfung unter die Gnade des Kaisers, Reinigungseid und Bußzahlung seine Stellung. Demütigung und Vergebung wurden erleichtert durch die alles überwältigende Kreuzzugsbegeisterung, denn der Ausgleich vollzog sich auf dem „Hoftage Christi“ zu Mainz (Frühjahr 1188), wo Friedrich und sein Ältester, der Herzog von Schwaben, selbst das Kreuz nahmen und viele der Fürsten und Edlen zur Nacheiferung entflammten.

Dieser Entschluß zur persönlichen Leitung des gewaltigen Unternehmens, während Frankreich und England noch durch ihren Hader gehemmt waren, und das Papsttum in Schwäche zur Seite stand, darf nicht an dem modernen Empfinden gemessen werden, nach dem eine weitere Fürsorge von Friedrichs gereifter Staatskunst für das Reich wohl segensvoller gewesen wäre. Er konnte hier sein Werk immerhin beruhigt verlassen, denn er durfte zu seinem Nachfolger und Vertreter vollstes Vertrauen haben und sicherte eben durch seine Kreuzfahrt, zu deren Gunsten sich Heinrich der Löwe noch einmal zu einer dreijährigen Verbannung verpflichtete, einstweilen den Reichsfrieden.

Trotz seiner rein politischen Kämpfe mit dem Papsttum teilte Friedrich ja die religiösen Gesinnungen seiner Zeit vollauf. Aus ihnen heraus hat er an dem Fall Jerusalems starken persönlichen Anteil genommen und eine Befreiung des Heiligen Grabes als Krönung seines ganzen Erden-

werkes angesehen. Eng verbunden aber mit solcher gefühlsmäßigen Betrachtung war bei ihm die universalpolitische Überzeugung, daß er das Kaisertum erst damit wieder an die leitende Stelle in den gemeineuropäischen Angelegenheiten rückte, von der es seit den Tagen Urbans II. verdrängt war, und durch einen Erfolg sein Ansehen in der ganzen Welt unermesslich steigern würde. Die kühne Inangriffnahme dieser Riesenaufgabe durch den von der Last der Schicksale und Jahre ungebeugten Helden, für den es kein Leben ohne den vollen Einsatz seiner Person gab, und ihre großartige Durchführung bis zu dem Augenblick seines Todes bildeten den letzten seiner Erfolge und den epischen Abschluß seines Werkes.

Erwies sich die trotz unseliger Erfahrungen getroffene Wahl des Landweges auch diesmal als ein Fehler, so war dafür die politische Vorbereitung und militärische Organisation unvergleichlich umsichtiger, als in den Tagen des zweiten Kreuzzuges, den ja Friedrich selbst dereinst mitgemacht hatte. Die gewaltigen Hindernisse aber, die für Durchmarsch und Verpflegung der Heeresmassen aus der Vertragsbrüchigkeit der fremden Fürsten dann doch erwachsen, hat die Tatkraft des Herrschers schließlich zu überwinden verstanden. Sie häuften sich zuerst im griechischen Reiche, wo ihm das von Mißtrauen bis zu offener Feindseligkeit gesteigerte Verhalten des Kaisers Isaak Angelos wohl die Versuchung nahelegen konnte, dessen morsche Herrschaft in raschem Ansturm über den Haufen zu werfen. Weshalb hätte ihm nicht gelingen sollen, was wenig später den westlichen Baronen des vierten Kreuzzuges ziemlich mühelos zufiel? Friedrich aber zeigte hier sein vielgerühmtes Maßhalten und seine moralische Zuverlässigkeit, als er sich auf ein derart unabsehbares und von der übernommenen Kreuzzugsverpflichtung ablenkendes Unternehmen nicht einließ, das die besten Kräfte der Deutschen noch weiter von den näherliegenden und notwen-

digeren Aufgaben abgetrieben und in eine Welt der Abenteuer hineingeführt haben würde. So blieb er bei seinen nur den Durchzug sichernden Mindestforderungen stehen und hielt sie mit Stolz und Zähigkeit fest, bis er sie im Vertrage von Adrianopel (Februar 1190) endlich durchsetzte.

Noch größere Entbehrungen und Verluste erwarteten die Kreuzfahrer durch die Angriffe der unbotmäßigen Turkomanen und die Wortbrüchigkeit des Sultans von Ikonium in dem unwirtlichen Innern Kleinasiens. Trotzdem blieb die Spannkraft des geschwächten und erschöpften Seeres durch den Willen seines Führers stark genug, um die Truppen des Sultans aufs Haupt zu schlagen, Ikonium zu nehmen und den Frieden zu diktieren. Schon waren unter neuen Mühen die Gebirge Ciliziens überschritten, schon dehnte sich das christliche Armenien, dessen Fürst Leo II. eben damals von Friedrich die Königskrone erbat, vor den sehrenden Blicken der Kreuzfahrer, da traf sie der härteste von allen Schlägen: ihr kaiserlicher Anführer wurde beim Bade in den kühlen Fluten des Saleph vom Tode ereilt (10. Juni 1190). Für ihn selbst ein würdiges Ende seiner Heldenlaufbahn! Nach dem siegreichen Abschluß seines abendländischen Werkes, noch im Vollbesitz seiner Kraft, eben im Begriffe, sein Leben an eine große Idee zu setzen, die doch auch er nicht restlos verwirklicht hätte, wurde er jählings und ohne Siechtum dahingerafft. Und diese plötzliche Entrückung dicht vor dem Ziel hat verursacht, daß der unbefriedigende Verlauf des weiteren Kreuzzuges das Ansehen des Kaisertums unerschüttert ließ; denn wie einen zweiten Moses im Anblick des ersehnten Landes hatte ein vorzeitiger Tod den kaiserlichen Führer aus der Bahn seiner Erfolge gerissen, und dieser Tod selbst in der märchenhaften Ferne des Orients umgab sein Haupt mit romantischem Schimmer.

Friedrich starb, wie er gelebt, als ein wahrer Held seiner Zeit. Auch seine politischen Schöpfungen waren ein Aus-

druck seiner Epoche und ihrer Ideale. Sie mußten schwinden, als andere Strömungen kirchlicher und nationaler Art das Abendland erfüllten. Das Bild seiner starken und hochgemuten Persönlichkeit hat sich dem Gedächtnis der Deutschen gleichwohl tief eingepreßt und konnte, in der Sage vom bergentrückten und am Ende der Tage wiederkehrenden Kaiser an die Stelle des volksfremden Enkels Friedrich II. gesetzt, trotz alles Wandels der Ideale noch im neunzehnten Jahrhundert der doch ganz anders gerichteten deutschen Einheitsbewegung antreibend und begeisternd voranleuchten.